

RELIGION: DISSIDENT

ID

n

Über den jüdischen kulturklub ostberlin

Seit 2023 widmet sich der *jüdische kulturklub ostberlin* dem Leben und Wirken jüdischer Remigrant:innen in der DDR sowie den Kontinuitäten von Antisemitismus und Antizionismus bis in die Gegenwart. Das Projekt thematisiert die Erinnerungskultur der DDR sowie historische und kulturpolitische Ereignisse, befragt Zeitzeug:innen, hält ihre Erinnerungen fest und erarbeitet künstlerische Formate; Workshops in Nachbarschaftstreffs schaffen Aufmerksamkeit für den Themenkomplex. Damit stößt der *jüdische kulturklub ostberlin* Debatten an und gibt der Vielfältigkeit ostdeutscher (jüdischer) Erfahrungen Raum. Der *jüdische kulturklub ostberlin* ist ein Projekt des Instituts für Neue Soziale Plastik.

Über das Institut für Neue Soziale Plastik (INSP)

Das Institut für Neue Soziale Plastik wurde 2015 von einer Gruppe antisemitismuskritischer / jüdischer Künstler:innen gegründet. Das Institut entwickelt Performances, Installationen und Ausstellungen zu Themen der jüdischen Gegenwart, zu Erinnerungskultur und Antisemitismus; manche dieser Projekte arbeiten mit Mitteln der kulturellen Bildung. Neben eigenen Produktionen bietet das Institut maßgeschneiderte prozessorientierte Beratungen, antisemitismuskritische Produktionsbegleitungen und Fortbildungen für Kulturinstitutionen an, die sich mit Antisemitismus in der Geschichte und Gegenwart von Kunst und Kultur befassen möchten. Seit 2020 koordiniert es ein wachsendes Netzwerk jüdischer, israelischer und antisemitismuskritischer Künstler:innen.

RELIGION: DISSIDENT

Institut für Neue Soziale Plastik
2024

be

IE

ies,

INHALT

Vorwort Stella Leder und Tina Turnheim	5
Religion: Dissident Bettina Leder	11
1952/1953: Antisemitische Propaganda, Prozesse und Säuberungen Glossartext I	39
„Dem Antisemitismus abgetrotzt“ – Ein Gespräch mit Esther Slevogt zur Geschichte des Deutschen Theaters Esther Slevogt und jüdischer kulturklub ostberlin	45
Wir laden auch eine Klezmerband ein Christina Kettering	59
Antizionismus in der DDR Glossartext II	73
Die Sprache des Pogroms. Was die sexualisierte Gewalt des 7. Oktobers mit dem Judenhass zu tun hat Boris Schumatsky	79
Zensur heute? Ein einziges Puppentheater! Lea Streisand	87
Die Autor:innen	94
Impressum	97

Eir

neue

De

VORWORT

— Stella Leder und Tina Turnheim

LIEBE LESER:INNEN,

wenige Wochen nach Kriegsende kehrte der jüdische Schauspieler, Autor und Regisseur Gustav von Wangenheim aus dem Moskauer Exil zurück nach Berlin. Kaum angekommen, verfasste er einen Aufruf, der zunächst vom Rundfunk gesendet und schließlich Ende September 1945 von der deutschsprachigen New Yorker Exilzeitung *Der Aufbau* verbreitet wurde. Von Wangenheim, mittlerweile erster Nachkriegsintendant des *Deutschen Theaters*, rief alle Emigrant:innen dazu auf, zurückzukehren und am kulturellen Aufbau eines anderen, besseren, antifaschistischen Deutschland mitzuwirken.

Für eine kurze Zeit muss es für manche der jüdischen Remigrant:innen, die nach 1945 in die sowjetische Besatzungszone bzw. in die DDR zurückkehrten, tatsächlich so ausgesehen haben, als wäre ihr Traum eines neuen, besseren Deutschland in greifbare Nähe gerückt – dies insbesondere im Vergleich zu den Entwicklungen, die sie in der BRD beobachten mussten. In der Bundesrepublik wurden Menschen nur in Ausnahmefällen für ihre Beteiligung an den nationalsozialistischen Verbrechen zur Rechenschaft gezogen; es entstand ein neuer gesellschaftlicher Konsens, der auf Erinnerungsabwehr und Verantwortungsverweigerung fußte. Auf der anderen Seite der Grenze hingegen fanden zahlreiche Prozesse gegen ehemalige Nazis statt; hohe politische und gesellschaftlich relevante Posten wurden mit ehemaligen Widerstandskämpfer:innen besetzt. Für die Kulturbetriebe der beiden deutschen Nachkriegsgesellschaften galt Ähnliches: Während in der BRD Personen, die im Nationalsozialismus Mitglieder der Reichskulturkammer geworden waren und direkt oder indirekt vom Ausschluss ihrer jüdischen Kolleg:innen profitiert hatten, in der Regel auch nach Kriegsende auf

ihren Posten blieben, bekleideten in der sowjetischen Besatzungszone bzw. in der DDR ehemalige Widerstandskämpfer:innen und Verfolgte des NS-Regimes wichtige Positionen im Kulturbetrieb. Dies bildete sich bald auch in der antifaschistischen Literatur- und Filmproduktion der DDR ab, in der wesentlich früher als in der BRD eine Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus stattfand.

Mit den vergehenden Jahren sollte sich für die jüdischen Remigrant:innen jedoch eine Enttäuschung an die nächste reihen. Der Antifaschismus der DDR erstarrte zur Formel, in der die Schoah als Unterkapitel des Nationalsozialismus gedeutet wurde. Mittels Zensur wurde in Kunst und Wissenschaft eingegriffen. Jüdische Erfahrungen und Perspektiven zählten nicht in der Metaerzählung des Siegeszugs des Sozialismus über den Faschismus, und bald schon wurde diese Erzählung mit einem aggressiven Antizionismus verbunden. Die DDR blieb zeit ihres Bestehens antizionistisch, unterstützte die PLO und die Fatah militärisch und unterhielt bis zu ihrem Ende keine diplomatischen Beziehungen zu Israel.

Antisemitische Verfolgungswellen

Die Hoffnung auf ein antifaschistisches Deutschland blieb für die jüdischen Zurückgekehrten dennoch so groß und existenziell, dass viele von ihnen an ihr festhielten – nicht selten zu einem hohen Preis.

Nach stalinistischen Säuberungen in der Tschechoslowakei und in der Sowjetunion, bei denen auffällig viele der Angeklagten und zum Tode Verurteilten jüdisch waren, verzeichnete auch die junge DDR eine Welle antisemitischer Propaganda und Repression. Anfang 1953 flüchteten hunderte Jüdinnen:Juden aus Angst vor erneuter antisemitischer Verfolgung aus der DDR – darunter Menschen, die Konzentrationslager überlebt hatten oder gerade erst aus dem Exil zurückgekehrt waren. Viele von ihnen waren selbst Kommunist:innen.

Wie viele Jüdinnen:Juden in der DDR der Fünfzigerjahre unter den neu entstehenden antisemitischen Verfolgungsdruck gerieten, lässt sich nicht sicher sagen. Zu wenig ist über dieses Kapitel deutscher Nachkriegsgeschichte bekannt. Noch immer versteht sich die Bundesrepublik nicht konsequent genug als Nachfolgestaat der DDR und damit als verantwortlich (unter anderem) für die Erinnerung an den Antisemitismus, dem Jüdinnen:Juden in der DDR ausgesetzt waren.

Jüdischer Remigrant:innen in der DDR gedenken

Bis heute gibt es keinen öffentlichen Ort der Information, kein Ritual der Erinnerung, um diese Ereignisse und die Zeit, mit der sie verbunden sind, zu erinnern und zu verarbeiten. Die vorliegende Publikation kann diese Lücke nicht schließen. Aber sie folgt den Spuren jüdischer Remigrant:innen in der DDR, versucht, ihre Geschichten zu erzählen. Sie fügt Puzzlestein an Puzzlestein aus Archiven und Nachlässen aneinander, ohne je ein vollständiges Bild dessen entstehen lassen zu können, wer sie waren, wovon sie träumten und was ihnen widerfuhr.

Um sich diesen Biografien und Geschehnissen mit all ihren Brüchen und Widersprüchen anzunähern, wählen die Autor:innen dieser Publikation überwiegend literarische oder essayistische Formen: eine szenisch-dokumentarische Textcollage, ein Minidrama, Essays. Kurze historische Glossartexte sowie ein theaterhistorisches Gespräch erläutern die Rahmenbedingungen für die Fragen und Problematiken, die in den literarischen Texten verhandelt werden.

Viele der Spuren, denen diese Veröffentlichung nachgeht, führen uns in die Geschichte des Antizionismus in der Sowjetunion und in der DDR. Diese historische Auseinandersetzung hilft dabei – und ist an vielen Stellen gar unverzichtbar dafür –, den heutigen Antizionismus und gegenwärtige antisemitische Narrative und Gewaltvorfälle einzuordnen und zu konturieren.

Die ostdeutsche Affäre Dreifuß

Ausgangspunkt für die Beschäftigung des Instituts für Neue Soziale Plastik (INSP) mit dem Leben und Wirken jüdischer Remigrant:innen in der DDR war und ist der Fall des jüdischen Regisseurs Alfred Dreifuß, der ab 1949 für kurze Zeit Intendant des Landestheaters Brandenburg in Potsdam war, des heutigen Hans Otto Theaters. 1939 war Dreifuß – nach Haft im Gefängnis, dann in den KZs Dachau und Buchenwald – nach Schanghai geflohen und hatte dort überlebt; wie viele kommunistische Emigrant:innen kehrte er nach Kriegsende zurück, um ein neues, besseres Deutschland mit aufzubauen.

Was für ihn anfangs wie die Erfüllung eines Traums gewirkt haben mag, verwandelt sich bald in einen Albtraum: 1950 wird Dreifuß verhaftet, als Intendant entlassen, aus der SED ausgeschlossen. In einem anschließenden Prozess werden ihm wirtschaftliche Delikte und das Führen eines Dokortitels vorgeworfen, eines Titels, den er nie erlangt hat, aber dennoch trägt. Es handelt sich, mehr oder weniger, um Lappalien.

Nachdem der Richter zu einem ersten Urteil gekommen ist, das wenige Monate Haft vorsah, schaltet sich der Staatsanwalt ein. Der Prozess wird neu aufgerollt. Dahinter steht der fingierte Verdacht, Dreifuß sei ein Agent. Er wird zu einer erheblichen Geldstrafe, außerdem zu einem Jahr und acht Monaten Zuchthaus verurteilt.

Über die Beiträge dieser Publikation

Bettina Leder recherchierte viele Monate in Archiven zur Biografie Alfred Dreifuß' und sprach mit dessen Tochter. Dies mündete in ihre dokumentarisch-szenische Textcollage **Religion: Dissident**. Als szenische Lesung eröffnete sie 2023 die erste Ausgabe des Mini-Festivals *Jüdische Osis* am Hans Otto Theater in Potsdam. Nun liegt dieser beeindruckende Text, der Dreifuß' unglaubliche Lebensgeschichte rekonstruiert, auch gedruckt vor.

Der Glossartext **1952/1953: Antisemitische Propaganda, Prozesse und Säuberungen** gibt einen Überblick über die historischen Geschehnisse, vor deren Hintergrund die ostdeutsche Dreifuß-Affäre einzuordnen ist.

Für den Beitrag „**Dem Antisemitismus abgetrotzt**“ sprach der **jüdische Kulturklub ostberlin** mit der renommierten Theaterkritikerin und Autorin **Esther Slevogt**. Slevogt präsentiert nicht nur die Geschichte des Deutschen Theaters in Berlin als jüdische Theatergeschichte, sondern auch das Deutsche Theater zu DDR-Zeiten als Bühne politischer Aushandlungen.

Die Dramatikerin **Christina Kettering** thematisiert in ihrem für diese Publikation verfassten Minidrama **Wir laden auch eine Klezmerband ein** so anschaulich wie berührend Kontinuitäten des Antizionismus. Dafür spannt sie einen Bogen von der DDR zur Zeit des Sechstagekriegs 1967 bis in die Gegenwart nach dem 7. Oktober 2023.

Ein weiterer Glossartext bietet einen Überblick über historische Ereignisse, Entwicklungen und Narrative, die den **Antizionismus in der DDR** kennzeichneten oder daraus resultierten. Nicht zuletzt kann deren Kenntnis dabei behilflich sein, unsere in vielfacher Hinsicht – seit dem Pogrom der Hamas gegen israelische Zivilist:innen und dem, was innerhalb wie außerhalb Israels darauf folgte – brüchig gewordene Gegenwart zu begreifen.

Boris Schumatsky spannt in seinem Essay **Die Sprache des Pogroms** den Bogen von der Gegenwart nach der Zäsur des 7. Oktober zurück zum Antisemitismus in der Sowjetunion. Indem er auf eine persönliche Gewalterfahrung zu sprechen kommt, zeigt er antizionistisch-antisemitische Kontinuitäten auf, und auch, wie Sprache und Gewalt zusammenhängen, genauer: wie Sprache letztlich zu (sexualisierter) Gewalt

wird. Einwander:innen aus den Staaten der ehemaligen Sowjetunion machen heute die Mehrheit der jüdischen Gemeinschaft in Deutschland aus, und viele haben Verwandte und Freund:innen sowohl in der Ukraine als auch in Israel; die Erinnerung an den stalinistischen Antisemitismus bleibt in ihren familialen Gedächtnissen oft so prägend wie ungehört. Vor diesem Hintergrund entfaltet dieser Text, der eine post-sowjetische jüdische Perspektive aufzeigt, die immer noch viel zu oft ausgeblendet wird, eine auf mehreren Ebenen schmerzhaft dringliche.

Der Band schließt mit dem satirischen Essay **Zensur heute? Ein einziges Puppentheater!** der Ostberliner Autorin **Lea Streisand**. Beim Lesen bleibt einem das Lachen im Hals stecken, wenn sie die Unterschiede zwischen Zensurvorwürfen heute und realer Zensur, zwischen Antisemitismus und Antisemitismusvorwürfen, zwischen verletzten Egos und intergenerationellen Traumata auseinanderklaubt.

be

neu

Deut

RELIGION: DISSIDENT

— Bettina Leder

Szenischer Text

Der Text über den Theatermann und früheren Intendanten des Potsdamer Hans Otto Theaters, Alfred Dreifuß (1902–1993), ist eine Collage, gebaut im Wesentlichen aus vorhandenen Texten unterschiedlicher Herkunft. Viele stammen aus Büchern von Alfred Dreifuß und seinem Nachlass, der in der Akademie der Künste in Berlin verwahrt wird: aus Zeitungsartikeln, Briefen von oder an Alfred Dreifuß oder aus Manuskripten. Verwendet wurden aber auch Dokumente aus Akten, darunter Gerichtsakten, Akten zur Geschichte des Hans Otto Theaters, Stasiakten und Akten der SED. Die ausgewählten Texte wurden zurückhaltend bearbeitet, eingestrichen und zusammenmontiert. Nur einige kurze Passagen wurden dazugeschrieben.

Hinten auf der Bühne: ein großes Foto von Alfred Dreifuß

Tisch 1 mit drei Stühlen, auf dem Tisch eine Bürolampe

Tisch 2 mit drei Stühlen

Zitator an Tisch 2

Verhörer an Tisch 1

Erzähler steht an einem Stehmikrofon mit Papierablage neben sich.

Dreifuß kommt später auf die Bühne und wechselt gelegentlich den Platz zwischen Tisch 1 und 2.

Der *Erzähler* fällt ab und an aus seiner Rolle und stellt Fragen.
Der *Verhörer* changiert zwischen einem Grenzkontrolleur, einem Historiker,
einem Verhörer, und schließlich wird er zum Staatsanwalt.

Licht auf *Erzähler* und Tisch 1

Erzähler:

Frühjahr 1945: Der Krieg kehrt an seinen Ursprung zurück. In Berlin toben Straßenschlachten. Große Teile der Stadt sind zerstört. Am 8. Mai wird die Kapitulation des Deutschen Reiches unterzeichnet, der Zweite Weltkrieg mit mehr als fünfzig Millionen Toten ist zu Ende. Nur einen Monat später kehrt der Regisseur und Schauspieler Gustav von Wangenheim aus seinem zwölfjährigen Exil in der Sowjetunion nach Berlin zurück:

Zitator:

Mein erster Gruß gilt heute all denen, die ihr Leben ließen, und denen, die fern der Heimat starben. Gruß unserem Hans Otto, der als echter, deutscher, jugendlicher Held von den faschistischen Banditen bestialisch umgebracht wurde! Gruß unserem Lehrer und Meister Max Reinhardt, der sterben mußte, fern seinem Wirkungskreis, dem Deutschen Theater in der Schumannstraße. Gruß Alexander Granach! ...

Erzähler:

Kultur, Bildung und Medien spielen in den alliierten Plänen für die Umerziehung der Deutschen eine wichtige Rolle: Sie sollen die Besinnung auf die humanistischen und klassischen Traditionen fördern. Gustav von Wangenheim wird zum Intendanten der ehemaligen Reinhardt-Bühne ernannt: Er eröffnet das traditionsreiche Deutsche Theater im September 1945 mit einer Aufführung von Lessings *Nathan der Weise*. Auf einer Versammlung des neu gegründeten Kulturbundes formuliert er einen Aufruf an die über die ganze Welt verstreuten Emigranten, die wie er selbst das Deutsche Reich in den Jahren ab 1933 als Flüchtlinge hatten verlassen müssen:

Zitator:

Alle Ihr, die Ihr fern der Heimat lebt, seid Ihr bereit, trotz aller Schwierigkeiten beim Wiederaufbau mitzuhelfen? Dann kommt! Alles, was wir erträumten, können wir jetzt schaffen, auch aus dem Nichts. Es ist meine Ehrenpflicht, Euch alle zu rufen, Wolfgang Langhoff, Albert Bassermann, Elisabeth Berger, Fritz Kortner ... Jeder von Euch ist gemeint! Wenn ich einen vergessen habe, so gilt der Ruf auch ihm. Jeder ist gemeint! Er komme! Wir alle wollen am gemeinsamen Werk mitarbeiten!

Erzähler:

Das Werk, an dem alle mitarbeiten sollen, ist ein anderes, besseres, friedfertiges Deutschland, frei von der Herrenmenschkultur der NS-Ideologie. Der Aufruf wird vom Rundfunk verbreitet, erscheint noch im September in der New Yorker Zeitung Aufbau und erreicht schließlich auch Schanghai. Hier liest ihn Alfred Dreifuß.

Licht auf das Foto und die Bühne vor dem Foto. Dreifuß betritt die Bühne und bleibt vor seinem Foto stehen.

Wie Gustav von Wangenheim ist er Theatermann und Kommunist.

Dreifuß:

Es war unglaublich: Bis 1941 hatten fast 20 000 europäische Juden in Schanghai Zuflucht gefunden, darunter ungefähr 17 000 deutsche. Aber wer nun glaubt, das gemeinsame Schicksal, die Flucht, die Ungewissheit, der Hunger hätten uns zusammengeweißt, irrt. Von Anfang an gab es Streit, und als der Aufruf erschien, ging es wieder los. Da beschwerten sich doch tatsächlich Leute, weil sie namentlich nicht genannt wurden, und erklärten, sie würden nicht zurückkehren, sie wären ja nicht gemeint. Ich schrieb mir meinen Zorn in einem Zeitungsartikel von der Seele.

Licht auf Tisch 2. Dreifuß macht sich auf den Weg zu Tisch 2, dreht sich noch einmal kurz zu dem Foto um.

Das da auf dem Foto, das bin ich – es ist Sommer '46 in Schanghai aufgenommen worden, kurz nachdem ich Gustavs Aufruf gelesen hatte. Ich habe es damals übernommen, die Namen von allen, die zurückkehren wollten, auf einer Liste zusammenzutragen. Die Gruppe der kommunistischen Emigranten, zu der ich auch gehörte, nahm durch ihre Vertreter Hans König und Walter Czollek Fühlung mit dem sowjetischen Konsulat in Schanghai auf, um so rasch wie möglich eine Rückkehr nach Deutschland über Sibirien zu ermöglichen.

Dreifuß nimmt an Tisch 2 Platz. Dort sitzt bereits der Verhörer.

Verhörer:

Familienname?

Dreifuß:

Dreifuß.

Verhörer:

Vorname?

Dreifuß:

Alfred.

Verhörer:

Geboren am?

Dreifuß:

Am 3.9.02 in Stuttgart.

Verhörer:

Staatsangehörigkeit?

Dreifuß:

Deutsch.

Verhörer:

Religion?

Dreifuß:

Dissident.

Verhörer:

Die Eltern?

Dreifuß:

An meinen Vater, Gustav Dreifuß, habe ich keine Erinnerung. Er ging kurz nach meiner Geburt nach Amerika. Oder wurde von der Familie dorthin geschickt; ich weiß es nicht und habe mich, ehrlich gesagt, nie besonders dafür interessiert. Meine Mutter und ich lebten bei seiner Familie in einem jüdisch-großbürgerlichen Milieu.

Verhörer:

Name der Mutter?

Dreifuß:

Sophie Dreifuß, geborene Herzer. Ich habe sie zuletzt 1939 gesehen, bevor ich nach Schanghai ging.

Verhörer:

Ihre Schulbildung?

Dreifuß:

Ich besuchte das Realgymnasium, erst in Stuttgart, ab 1913 in Esslingen. Dann brach der Krieg aus. In den Sommerferien 1915 war ich bei Verwandten in Karlsruhe und besuchte dort die Kindervorstellung im Zirkus Hagenbeck. Plötzlich griffen französische Flieger an: Sie hielten das Zirkuszelt für eine militärische Einrichtung. Es gab viele Tote und Verwundete. Mir hat ein Bombensplitter das rechte Ellbogengelenk zerschmettert. Ausgeträumt der Traum, einmal mit dem Taktstock in der Hand vor einem Orchester zu stehen. In den folgenden Jahren musste ich oft operiert werden. Nach der Schule erlernte ich den Beruf des Buchhändlers.

Verhörer:

Sie geben aber als Beruf „Dramaturg“ an.

Dreifuß:

Ja, 1923 wurde ich am Württembergischen Landestheater in Stuttgart als Regievolontär aufgenommen. Meine Ausbildung dort dauerte bis 1928. Neben meiner Tätigkeit in der Oper hörte ich in Tübingen Vorlesungen über Musikwissenschaft; dann unterbrach ich meine Stuttgarter Tätigkeit eine Zeit lang, um teils in München, teils in Heidelberg Theaterwissenschaft, Germanistik und Philosophie zu studieren. In Stuttgart hospitierte ich auch im Dramaturgischen Büro des Staatstheaters. 1928 holte mich der damalige Dramaturg der Volksbühne, Julius Bab, nach Berlin.

Ich war dort nur kurze Zeit, dann ging ich auf Parteibefehl zur Jungen Volksbühne: einer kleinen Theatertruppe, die eine experimentelle Mischung von politischem Theater, Gesang und Pantomime auf die Bühne brachte. Die Gruppe bestand aus einem Teil der Schauspieler der Piscator-Bühnen, ein eigenes Haus besaß sie nicht; es wurden fallweise Berliner Theatergebäude gemietet. Leiter der Jungen Volksbühne

war Hans Rothenberg. Zum engsten Arbeitskreis gehörten Hans Otto, Gustav von Wangenheim, Alexander Granach.

Ab 1931 engagierte ich mich in der Revolutionären Gewerkschaftsopposition, RGO. Die Junge Volksbühne wurde 1933 von den Nazis zugemacht. Ab Herbst '33 arbeitete ich als Beleuchter am Theater des Jüdischen Kulturbundes in Berlin. Illegal war ich an der Herausgabe und am Vertrieb der Zeitschrift Die Rampe beteiligt. Am 27. März 1935 wurde ich am Nollendorfplatz verhaftet.

Verhörer:

Welches war der Grund der Festnahme?

Dreifuß:

Ich gehörte der Leitung der RGO an, Sektion Film – Bühne – Musik, und hatte Exemplare der RGO-Zeitschrift bei mir. Im Januar 1936 wurde ich zusammen mit meinen Genossen vom Volksgerichtshof wegen Vorbereitung zum Hochverrat zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt. Die relativ kleine Gefängnisstrafe ist dem Umstand zuzuschreiben, dass wir unsere Tätigkeit als das Werk idealistischer Theaterleute hinstellen konnten und das Glück hatten, dass der Vorsitzende ein literarisch interessierter Mann war. Nach Verbüßung meiner Gefängnisstrafe wurde ich in das KZ Dachau geschickt, später nach Buchenwald. Meine Entlassung erfolgte im April 1939 aufgrund einer Ausreisegenehmigung nach Schanghai.

Verhörer:

Durch wen erhielten Sie diese Ausreisegenehmigung?

Dreifuß:

Mithilfe meiner Mutter erhielt ich über eine jüdische Hilfsorganisation eine Ausreise nach China.

Verhörer:

Welche Tätigkeit übten Sie in China aus?

Dreifuß:

Ich hielt Vorträge über Musikgeschichte an Hochschulen und beim Rundfunk, war als Buchhändler, Lehrer und Journalist tätig. Außerdem war ich Mitglied der KPD-Gruppe unter Johannes König und Walter Czollek.

Tisch 1

Erzähler:

Im Exil schrieb Dreifuß auch seine Erinnerungen an den Berliner Rechtsanwalt Hans Litten nieder. Litten hatte insbesondere durch den sogenannten Edenpalast-Prozess 1931 den Hass der Nationalsozialisten auf sich gezogen. Als Nebenklägervertreter hatte der damals gerade 27 Jahre alte Anwalt vor dem Landgericht Berlin den Zeugen Adolf Hitler ausführlich befragt und die wahren Ziele Hitlers und der NSDAP aufgezeigt. Litten wurde in der Nacht des Reichstagsbrandes verhaftet. Aus dem Text von Dreifuß über Litten:

Zitator:

Wie Hans Litten starb

Wir Juden aus dem „Judenblock“ waren eben aus der „Isolierung“ entlassen, die uns während des glühend heißen August '37 in die verschossene Baracke verbannt hatte, als ein kleiner Trupp jüdischer Schutzhäftlinge aus dem im Aufbau befindlichen Lager Buchenwald in Dachau eintraf. Sie waren kaum angekommen, als mit Windeseile die Nachricht durchs Lager ging: Hans Litten ist dabei! Was diese Nachricht für uns bedeutete, kann nur der ermesen, der um sein Schicksal weiß: Spandau, Brandenburg, Sonnenburg, Esterwegen, Lichtenburg – wir wussten, was er hinter sich hatte. Bleich, mager, entstellt durch den glattrasierten Kopf, das Bein etwas nachziehend, so kam er nach dem Appell auf mich zu. Seine größte Sorge war, dass er einem sogenannten Außenkommando zugeteilt werden würde und wegen seines Zustandes nicht in der Lage wäre, die Arbeit zu schaffen – doch Heinz Eschen, der langjährige und erfahrene Häftling, wusste, wie es gemacht werden musste – Hans blieb im Innendienst. Er arbeitete auf dem Holzplatz, wo auch ich beschäftigt war, und solange die Säge sich durch die Holzstämme schnitt, unterhielten wir uns über gotische Kathedralen oder die Musik der Händel- und Bach-Zeit. Doch eines Tages klappte er zusammen und kam ins Revier. Die „arischen“ Häftlinge, die dort ihren Dienst versahen, taten alles, was sie für ihn tun konnten; so lange, wie es nur ging, behielten sie ihn dort. Nach seiner Entlassung machte Hans nur leichte Arbeiten. Das ging so bis Anfang November, dann wurden wir Juden wieder einmal „isoliert“ – wegen „Verbreitung der Greuelnachrichten über das Lager Dachau im Ausland“. Bald entstanden alle möglichen Kurse zum Zeitvertreib – über Literatur, Psychoanalyse, Shakespeare, Musik. Hans veranstaltete einen Rilke-Abend – er sprach so ungefähr das gesamte Werk des Dichters auswendig. Als zwischen Weihnachten und Neujahr die „Isolierung“ aufgehoben wurde, wurden Hans und ich einem Kommando zugeteilt, das Schnee schaufeln und auf Wagen wegfahren

musste. Hans musste nicht schaufeln. Er wurde hinten an den Wagen gestellt, links ein Kamerad, rechts ich – so konnte er nicht auffallen. Und während wir den Wagen durchs Gelände schoben, erzählte er von seiner angefangenen *Heliand*-Übersetzung, die ihn stark beschäftigte.

Es kam der 30. Januar 1938. Nach dem Mittagessen wurde unser Blockführer Heinz Eschen zur Kommandantur berufen. Er kam nicht mehr zurück. Nach zwei Tagen hieß es, dass er im Bunker gestorben sei. Sein Tod alarmierte das Lager. Die „arischen“ politischen Häftlinge kamen, um uns ihr Beileid auszudrücken. Mehrere unserer Freunde wurden im „Fall Eschen“ vernommen, auch Hans. Am 1. Februar ging auch er in den Bunker. Am Tag danach war in unserer Baracke Wäschewechsel. Ich übernahm es, sein Bett abzuziehen. Unter dem Kopfkissen fand ich, säuberlich zu einer Schlinge vorbereitet, einen Strick. Ich zeigte ihn zwei Alten aus dem Freundeskreis. August sagte: „Es ist nicht der erste, den wir bei ihm finden.“ Abends kam Hans aus dem Bunker zurück, es sei ihm nichts geschehen, man habe ihn lediglich aus „Isolierungsgründen“ eingesperrt. Er kletterte in sein Bett – und kam sofort wieder herunter. „Es fehlt mir was“, murmelte er. „Ich muss sofort Heinz Eschen sprechen“, fuhr er fort und verschwand aus der Baracke. Ob er nur ins Freie ging? In eine andere Stube? Es konnte nie ermittelt werden. Als er zurückkam, ging er wieder ins Bett. Ich legte mich auch. Und hörte ihn immer wieder murmeln: „Ich muß unbedingt Heinz Eschen sprechen.“ Irgendwann schlief er ein.

Wer der Erste von uns war, der Hans in der Toilette hängend gefunden hat, erinnere ich nicht. Einen kleinen Zettel hinterließ er, ein paar flüchtige Worte des Abschieds und die Versicherung, dass er aus eigenem Entschluss in den Tod gegangen wäre.

Dreifuß:

Hans Littens Tod hat uns alle erschüttert. Den Text habe ich 1941 in Schanghai geschrieben. Nach der Einrichtung des Ghettos wurde dann alles anders – jede intellektuelle Tätigkeit war vorbei. Ich musste meinen Unterhalt teils durch Gelegenheitsarbeiten verdienen, teils lebte ich von der Unterstützung Gleichgesinnter.

Verhörer:

Haben Sie in Schanghai von Ihrer Mutter erfahren?

Dreifuß:

Am Anfang kamen ab und an Briefe:

Zitator:

Bad Cannstatt, 21. Juni 1941 – Mein lieber, freundlicher Alfred! Dein lustiges Bild ist zu gelungen. Vielen innigen Dank, so wie für den zufriedenen Brief. Meine schwer kranke Cousine, die wieder, wenn es Platz gibt, ins Krankenhaus muss, sowie Herr Rothschild haben sich wirklich sehr mit Deinem Bild und Brief gefreut. Herr R. dankt herzlichst für das Interesse für ihn und grüßt Dich vielmals hoch erfreut und aufrichtigst. Auch Dein Onkel und seine Frau lachten vergnügt über Dein Bild und senden liebe Grüße. Heut in 8 Tagen fahre ich zu Tante Anna, Nürtingen. 68 Jahre wird sie alt und ist sehr leidend. Ich muß auch – wie alle anderen Damen – in der Küche im Gemeindehaus alle 14 Tage mithelfen; es essen da auch die Damen und Herren von der Mittelstelle für 40 Pfennig. Es ist eine furchtbare Anstrengung für mich, die Schmerzen in den Füßen und Nieren. 150–160 Personen täglich, 1 Zentner Kartoffeln schälen, 1 Zentner Spinat und das viele Geschirr waschen und abtrocknen; nimmt fast kein Ende. Alles im Stehen mit diesen Fußbeschwerden; dafür das Mittagessen frei. Ich fahre mit Monatskarte mit der Bahn, weil das billiger ist wie Straßenbahn, muss aber auch den langen Weg laufen. Es tut mir bitter leid, dass Du vom Theater weg bist. Es ist überall etwas und man muß geduldig sein. Herr Rothschild ist schwer erkrankt, wir haben Tag und Nacht keine Ruhe mehr. 76 Jahre alt, und wie dringend die Tochter von USA schreibt, dass sie doch endlich einmal kommen sollen. Die Bürgerschaft klappt und die Reise haben sie transferiert. Lebe wohl, mein liebes Kind und lass es Dir gut gehen. Es küßt Dich innigst Deine um Dich berufsängstliche Mutter.

Dreifuß:

Ihre Briefe trugen eine Banderole mit dem Aufdruck „Geöffnet“ und einem Stempel der Wehrmacht. Bald hörte ich nichts mehr von ihr. 1946 habe ich dann Post von der Israelitischen Kultusvereinigung Württemberg erhalten:

Zitator:

Soviel wir erfahren konnten, kam Frau Sophie Dreifuß, geborene Herzer, mit einem Transport von über 1000 Menschen von hier aus nach Theresienstadt. Leider konnten wir nicht Näheres über ihr Schicksal erfahren. Wir bedauern, Ihnen keine bessere Nachricht geben zu können.

Dreifuß:

Erst viel später habe ich erfahren, dass sie nur vier Tage in Theresienstadt gewesen ist. Am 26. September 1942 ist sie weiter transportiert worden, nach Treblinka.

Erzähler:

Und trotzdem wollten Sie nach Deutschland zurück?

Dreifuß:

Ich wollte beim Aufbau eines anderen Deutschland mitwirken. Und doch habe ich mich auch gefragt, wie diese Erneuerung aussehen könnte.

Erzähler:

Aus einem Artikel von Alfred Dreifuß im Schanghai-Journal vom 6. Januar 1946:

Zitator:

Dem deutschen Volk ist mit dem Zusammenbruch des Dritten Reiches der Untergang in der Barbarei, der es zu verfallen drohte, in letzter Minute erspart geblieben. Welchen Weg wird es nun auf kulturellem Wege gehen? Werden die wenigen Übriggebliebenen, die sich nicht unterjochen ließen, dort weitermachen, wo sie einst aufhörten? Was werden die Maler malen, die Komponisten komponieren, die Dichter dichten, die Pfarrer ihren Gläubigen sagen? Werden die zerstörten Museen, die zerschossenen Theater wieder ihre Pforten öffnen? Wenn das Wort von Feuerbach in die Tat umgesetzt werden wird, dass es bei den künftigen fortschrittlichen Elementen liegt, das Erbe der Vergangenheit kritisch zu zertrümmern, so wird in Deutschland ein geistiger Reinigungsprozess von ungeahnten Ausmaßen stattfinden müssen. Denn es gilt nicht nur den nazistischen Geist auszurotten, vernichtet werden muss der Jahrhunderte alte deutsche Eigendünkel. Aber es geht nicht nur um diese Dinge. Es tauchen Fragen auf: Wie werden sich die westlichdemokratischen Ideen amalgamieren mit den von der Sowjetunion hereinströmenden Gedanken? Wird Deutschland die Retorte sein, in welcher die Methode des dialektischen Materialismus in Übereinstimmung gebracht werden kann mit den liberalistischen Anschauungen des Westens, die Anspruch darauf erheben, die legitimen Erben der großen Französischen Revolution zu sein? Oder wird sich aus diesen Komponenten etwas Neues, bisher Ungeahntes entwickeln?

Verhörer:

Wann sind Sie nach Deutschland zurückgekehrt?

Dreifuß:

1947 hat die UNRRA¹ das Schiff Marine Lynx gechartert. Am Morgen des 21. August kamen wir auf dem Görlitzer Bahnhof in Berlin an. Wir wurden auf bereitstehende Straßenbahnwagen aufgeteilt und in das Argus-Lager in Reinickendorf gebracht. Dort verblieb unsere Gruppe ein bis zwei Tage und wurde dann auf verschiedene ODF-Heime aufgeteilt.

Erzähler:

Alfred Dreifuß lässt sich von der Vereinigung der Opfer des Faschismus, ODF, registrieren, wird Mitglied der SED und Chefdramaturg der Berliner Volksbühne unter der Intendanz von Heinz Wolfgang Litten, dem Bruder von Hans Litten.

Dreifuß wechselt an Tisch 1 und nimmt dort auf dem 3. Stuhl Platz.

Dreifuß:

Anfang Februar 1949 erhielt ich die Intendanz des Theaters in Potsdam. Das war ein großer Fehler der Verantwortlichen. Von all den Verwaltungsdingen, die auch zu meinen Aufgaben gehörten, hatte ich keine Ahnung.

Erzähler:

Als Alfred Dreifuß nach Potsdam kommt, ist gerade die erste Parteikonferenz der SED beendet worden, die die Beschlüsse des Parteivorstandes der SED vom 28. und 29. Juli 1948 bestätigt hat: Die SED soll zu einer „Partei neuen Typus“ werden, Vorbild ist die stalinistische KPdSU. Die Politik der Partei zielt auf die „Ausmerzungen von schädlichen und feindlichen Elementen“ in den eigenen Reihen. Für ihre Umsetzung wird die Zentrale Parteikontrollkommission, ZPKK, gegründet, der Kontrollkommissionen in den Ländern und Kreisen nachgeordnet sind. Sie überprüfen die Mitglieder der SED und arbeiten eng mit den Staatsanwaltschaften, der Polizei und der Staatssicherheit zusammen. Viele Opfer in den ausgehenden Vierziger- und beginnenden Fünfzigerjahren sind ehemalige Sozialdemokraten oder Mitglieder anderer linker Parteien; zu den Opfern zählen auch alte Kommunisten, die seit ihrer Jugend der KPD angehören. Die Verdächtigungen sind die immer gleichen:

¹ UNRRA: United Nations Relief and Rehabilitation Administration.

Verhörer:

Opportunisten! Revisionisten! Versöhnler! Trotzlisten! Kosmopoliten! Sektierer!
Agenten!

Erzähler:

Kurz vor Stalins Tod finden die Denunziationen einen doppelten Höhepunkt: In Moskau wird eine angebliche Verschwörung meist jüdischer Ärzte aufgedeckt, die sich im Auftrag „einer Zweigstelle der amerikanischen Geheimdienste“ verschworen haben sollen, um Stalin und weitere hohe sowjetische Regierungsmitglieder zu ermorden; in Prag findet der Schauprozess gegen Rudolf Slánský und 13 weitere Parteifunktionäre der Kommunistischen Partei der Tschechoslowakei statt. Elf von ihnen sind Juden. Sie alle werden wegen einer angeblichen trotzkistisch-titoistisch-zionistischen Verschwörung verurteilt. Slánský und zehn weitere Angeklagte werden hingerichtet.

Dreifuß:

Ich wollte Theater machen. Alles lag im Argen.

Erzähler:

Wie in Berlin sind auch in Potsdam die Folgen des Weltkriegs überall noch spür- und sichtbar. Das alte Stadttheater ist zerstört, Vorstellungen finden nur an drei Tagen in der Woche im Schloßtheater im Neuen Palais statt. Im ehemaligen Gesellschaftshaus Zum Alten Fritz in der Zimmerstraße 10 soll eine neue provisorische Spielstätte entstehen, aber es fehlen Baumaterialien und Geld. Das Landestheater ist – wie alle Theater Brandenburgs zu dieser Zeit – verschuldet; wie hoch, weiß niemand genau. Es gibt, als Dreifuß nach Potsdam kommt, keine aktuelle Bilanz, und er lässt keine erstellen. Klar ist aber: Die Bauarbeiten kosten weiteres Geld, und zwar über die Baukosten hinaus, und die Schauspieler müssen bezahlt werden, auch wenn sie nicht spielen. Manches Fehlende muss für Westgeld im Westteil Berlins „organisiert“ werden. Fritz Rücker, von 1945 bis zur Auflösung der Länder in der DDR im Jahr 1952 Brandenburger Minister für Volksbildung, Wissenschaft und Kunst, schreibt im Sommer 1949:

Zitator:

An die Kulturabteilung der Sowjetischen Militäradministration

Betrifft: Beleuchtungsanlage Neubau Landestheater Potsdam

Vorgesehen: Eine moderne Bühnenbeleuchtungsanlage. Hersteller: AEG.

Preis: 49.400 West

Gutgeschrieben: 11.391 West

Rest: 38.009 West

Da die Freigabe von 38.009 West von der Deutschen Wirtschaftskommission bisher nicht zu erbringen war, andererseits die Fertigstellung des Theater-Neubaus vertraglich befristet ist, wurde eine Notlösung vorgesehen. Diese besteht aus:

1. Ankauf eines älteren Stellwerks 12.000 Ost
2. Ankauf von sechs Transformatoren-Reglern 26.100 Ost

Diese Materialien müssen aus dem Westsektor Berlins gekauft werden. Um das Geld zu erhalten, wurden wir bei der Sowjetischen Militäradministration vorstellig, zumal der Ostbetrag von 38.100 bar in den Westsektor gehen müsste. Die Bewilligung der Mittel erfolgte in der Besprechung mit Major Marjakin Mitte Juli. Nach Rücksprache mit dem Leiter der Abteilung Interzonen- und Außenhandel bei der Deutschen Wirtschaftskommission wurden wir aber darauf aufmerksam gemacht, dass eine Transaktion von derartigem Umfang politisch und wirtschaftlich nicht tragbar sei. Um den Termin der Eröffnung der neuen Spielstätte einhalten zu können, bitten wir aus oben genannten Gründen erneut um schnellste Befürwortung unseres ursprünglichen Antrags, der die Erstellung der Bühnenbeleuchtungsanlage von der AEG in Westmark vorsieht.

Erzähler:

Es fehlt nicht nur die Beleuchtungsanlage; es fehlen auch Schminktische für die Schauspieler, Stühle, Schränke, Notenständer, Dirigentenpult und Garderobenständer für das Publikum. Als die Garderobenständer beschafft sind, fehlen die Haken; als die Haken beschafft werden könnten, sind sie zu teuer. Dem Theater fehlen Einnahmen. Alfred Dreifuß hat auf vielen Baustellen gleichzeitig zu tun.

Dreifuß:

Bald nach meiner Ankunft hab ich dem Genossen Spielhagen von der Landesleitung der Partei geschrieben:

Zitator:

Wo aber bleibt die Partei? Wo der Freie Deutsche Gewerkschaftsbund? Ich stelle diese Frage – der Herr Finanzminister verzeihe mir die Sünde – nicht etwa von der Kasse her; ich stelle die Frage: Was tut die Partei, um den Menschen wieder das Bewusstsein um ihr Theater beizubringen? In Berlin beispielsweise nimmt die Gewerkschaft der Volksbühne eine Reihe von Vorstellungen ab. Was passiert hier? – Nichts.

Erzähler:

Dreifuß will neue und andere Bevölkerungsschichten ins Theater holen. Kultur soll für alle da sein. Er geht mit dem Theater in Schulen und Betriebe, um sie für das Theater zu gewinnen; er erhöht die Anzahl der wöchentlichen Vorstellungen auf sechs. Er beschwert sich beim Zentralsekretariat der SED über die mangelnde Unterstützung des Ministeriums für Erziehung, Wissenschaft und Kunst Brandenburg –

Verhörer mischt sich in den Vortrag des Erzählers:

Ob er sich damit in Potsdam Freunde gemacht hat?

Erzähler:

Das Zentralsekretariat wendet sich an den Landesvorstand der Partei in Potsdam, der Spielhagen mit beschwichtigenden Worten antworten lässt. Doch auch, als das Haus in der Zimmerstraße nach zweimaliger Verschiebung im Oktober endlich eröffnet werden kann, bessert sich die Lage des Theaters nicht. Der Kalte Krieg, der mit der Berlin-Blockade einen ersten Höhepunkt erreicht hat, spielt auf, vor und hinter der Bühne in offenen und verborgenen Intrigen eine Hauptrolle. Die meisten der am Theater beschäftigten Künstler und Künstlerinnen kommen aus Westberlin.

Zitator wechselt an Tisch 1; er nimmt auf einem Stuhl seitlich des Verhörers Platz und flüstert ihm ein:

Der von Genossen Dreifuß stark protegierte Kapellmeister Wolfgang Rössler, der im Westsektor Berlins wohnt, ist der Freund einer gewissen Gräfin von Askanien, einer ehemaligen Operettensoubrette, die am Savignyplatz wohnt. Bei der Gräfin, die stark mit den Anglo-Amerikanern liiert ist, verkehren alle Westberliner Schauspieler des Landestheaters. Auch Genosse Dreifuß ist nach Aussage seines Fahrers schon öfter dort gewesen. Wir haben gegen diese Besuche des Genossen Dreifuß deswegen etwas, weil Genosse Dreifuß uns gegenüber sich noch nie darüber geäußert hat.

Verhörer befremdet:

Er hat nie etwas davon erzählt?

Zitator:

Genosse Dreifuß hat sich uns gegenüber *nie* darüber geäußert. Wir sehen ferner eine große Gefahr darin, weil Genosse Dreifuß bisher noch keine Maßnahmen ergriffen hat, um den schlechten Einfluss der Westberliner Schauspieler abzustellen.

Erzähler:

Otto Zedler, Oberspielleiter der Operette und 1. Vorsitzender der Betriebsgewerkschaftsleitung, spricht Alfred Dreifuß als Intendanten und dem für die Finanzen des Theaters zuständigen Verwaltungsleiter Felix Oelmann nach einer Einsichtnahme in Kassen-, Bank- und Rechnungsbelege in einer Besprechung im Dezember '49 sein Misstrauen aus. Seiner Schätzung nach beläuft sich das Defizit des Theaters zu dieser Zeit auf 150.000 Mark. Anfang Januar 1950 flieht Oelmann nach Westberlin; er hinterlässt eine chaotische Buchhaltung sowie Berge unbezahlter Rechnungen. Das Theater hat unter anderem Sozialversicherungsbeiträge seiner Mitarbeitenden nicht bezahlt. Unter den Mitarbeitenden kursieren Gerüchte ...

Zitator wütend:

Dreifuß isst in der Gaststätte Berge von Schnitzeln!

Erzähler:

... es gibt Machtkämpfe und Rivalitäten. Am 14. Januar 1950 wird Alfred Dreifuß verhaftet (*Dreifuß wechselt an Tisch 1*), drei Tage später in Untersuchungshaft genommen; als Intendant wird er von Fritz Rücker entlassen, ab dem 9. Februar wird er durch Staatsanwalt Ruck vernommen, aus der SED wird er ausgeschlossen. Im Verhör stellt sich bald heraus: Alfred Dreifuß hat in seinem Lebenslauf falsche Angaben gemacht – er hat weder studiert, noch ist er promoviert. Es geht in den Verhören um die Schulden des Theaters und um seine Verbindungen in den Westen.

Verhörer:

Sie haben einen größeren Bekanntenkreis im Ausland, mit welchen Personen stehen Sie brieflich in Verbindung?

Dreifuß:

Von einem größeren ausländischen Bekanntenkreis kann keine Rede sein. Ich habe nur einige Verwandte, zwei Vettern in Amerika und eine Cousine in Palästina zu wohnen, mit denen ich brieflich in Verbindung stehe. Außerdem habe ich noch einige Bekannte aus meiner Schanghaier Zeit, die in andere Länder ausgewandert sind, mit denen ich in loser brieflicher Verbindung stehe.

Verhörer:

Beherrschen Sie fremde Sprachen?

Dreifuß:

Ich beherrsche die englische Sprache in Wort und Schrift. Betonen möchte ich, dass meine ausländische Post in fast allen Fällen auf Deutsch geschrieben ist.

Verhörer:

Haben Sie aufgrund Ihrer Tätigkeit als Intendant im Landestheater irgendwelche Beziehungen zu Westberliner Firmen?

Dreifuß:

Nein.

Verhörer:

Haben Sie in der letzten Zeit bei Oelmann irgendwelche Anzeichen bemerkt, aus denen Sie schließen konnten, dass er sich nach Westberlin absetzen wird?

Dreifuß:

Nein. Am Freitag, dem 13. Januar 1950, wurde mir durch Zedler im Theater erzählt, dass er durch seine Frau erfahren hat, dass vor dem Hause Oelmanns zwei Kraftwagen standen. Frau Zedler habe sich, so wurde mir gesagt, die Nummern der Fahrzeuge aufgeschrieben. Ich schickte noch am gleichen Abend den Hausverwalter zur Wohnung des Oelmann, um Gewissheit zu haben, was los ist. Er hat darüber ein Protokoll angefertigt.

Verhörer:

Welche Beziehungen bestanden zwischen dem Landestheater und Lederer?

Dreifuß:

Lederer war der von der Landesregierung Brandenburg Beauftragte zur Beschaffung der kontingentierten Stoffe sämtlicher Theater.

Erzähler:

Undatierter Bericht aus der Stasiakte:

Zitator:

Betr.: Angelegenheit des Dreifuß

Dreifuß hat einen Vertrag mit der Regierung geschlossen, worin er sich verpflichtet, auch die Verantwortung für die wirtschaftliche Seite des Landestheaters mit zu übernehmen. Im Oktober machte Zedler Dreifuß auf die Krise, in der sich das Landesthea-

ter befindet, aufmerksam. Er verlangte, dass sich alle Verantwortlichen des Landestheaters zusammensetzen sollen, um Vorschläge auszuarbeiten, damit Einsparungen vorgenommen werden können. Dreifuß erklärte, dass er überarbeitet sei, sie sollen das allein machen. Des Öfteren wurden Dreifuß Hinweise gegeben, die er aber nicht beachtet hat. So wurde er von Zedler gefordert, Westberliner Schauspieler nicht mehr zu engagieren. Am Theater ist ein Teil Schauspieler aus Westberlin, die sehr reaktionär eingestellt sind. Trotzdem hat Dreifuß die Verträge der Schauspieler immer wieder verlängert. Zedler forderte, nur Mitglieder des FDGB² einzustellen, das bezeichnete Dreifuß als Holzhammerpolitik. Weiter hat Dreifuß trotz Einwendungen Rössler aus Westberlin als Gastdirigenten weiter beschäftigt. Rössler war 1 ½ Jahre mit gutem Gehalt beim Landestheater angestellt und hat nur fünf Aufführungen und ein Sinfoniekonzert dirigiert. Dreifuß hat – ohne es vorher mit der Betriebsgewerkschaftsleitung zu beraten – in den Winterspielplan acht Konzerte eingesetzt. Ein Konzert kostet ca. 3000 DM, die Einnahmen dagegen betragen höchstens 250 bis 300 DM. Nach Aussagen von Zedler kann gefolgert werden, dass Dreifuß sich mit einem reaktionären Klüngel von Schauspielern eingelassen hat und ihnen alles zu Liebe getan hat. Aus dem Kontingent des Landestheaters hat sich Dreifuß 20 m Stoff genommen und hat ihn verschenkt oder für sich verbraucht. Sein Urlaub kostete das Landestheater 1700 DM, da Dreifuß verschiedene Male nach Potsdam zu Besprechungen musste und ihm ein repräsentatives Auto zur Verfügung gestellt worden war.

Erzähler:

Dreifuß wird wegen des unbefugten Führens eines akademischen Grades, einer wesentlich falsch abgegebenen Erklärung an Eides statt und wirtschaftlicher Delikte angeklagt: Er soll den Vermögensinteressen des Landes Brandenburg „Nachteile zugefügt sowie sich selbst mittelbar zum Schaden des Volkes Vorteile verschafft“ haben. Als verantwortlicher Verwaltungsangestellter habe er nicht dafür gesorgt, dass die „von der Theaterverwaltung zu zahlenden Sozialbeiträge bei den zuständigen Sozialversicherungskassen gezahlt worden sind.“ Am 17. Mai 1950 wird er verurteilt:

Zitator:

Der Angeklagte wird wegen Vergehens gegen § 5 des Gesetzes vom 7.6.1939 über die Führung eines akademischen Grades und wegen Abgabe einer falschen Versicherung

² FDGB: Freier Deutscher Gewerkschaftsbund.

an Eides statt, Vergehen gegen § 156 StGB, zu 6 Monaten Gefängnis verurteilt. Im Übrigen wird der Angeklagte freigesprochen.

Erzähler:

Am 19. Mai erfahren die Mitglieder der Kontrollkommission der Landespartei telefonisch von dem Urteil, das ihnen offenbar zu mild dünkt. Zu diesem Zeitpunkt befinden sie sich in einer Sitzung mit der Zentralen Parteikontrollkommission in Königs Wusterhausen. Da sie die Sitzung „unmöglich [...] verlassen“ können und „die Angelegenheit Dreifuß für den Landesvorstand keine unbedeutende Rolle spielt“, schreiben sie an Willy Sägebrect, den Vorsitzenden des brandenburgischen Landesverbandes der SED:

Zitator:

Wir bitten Dich, mit den entscheidenden Stellen in Verbindung zu treten. Der Genosse Gartmann muss darüber informiert sein, da der Fall Dreifuß anfangs von seiner Dienststelle bearbeitet wurde. Nach den bisherigen Informationen, die uns der Genosse Oberstaatsanwalt Ruck gab, war Dreifuß mit dem dringenden Verdacht der Agententätigkeit belastet und zum Teil auch überführt.

Erzähler:

Wie erbeten, sendet Sägebrect am 25. Mai einen Bericht über den Prozess gegen Dreifuß an Gartmann. Verfasst wurde er von Spielhagen, SED-Landesleitung. Der Bericht legt nahe, dass Dreifuß' dunkle Machenschaften bis in den Gerichtssaal gereicht hätten:

Zitator:

Der Verlauf des Prozesses und das Urteil lassen vermuten, dass hier gewisse Kräfte sich sehr geschickt die Bälle zugeworfen haben. Der Staatsanwalt (ein CDU-Mitglied) hat während der zwei Stunden, die ich anwesend war, kein entscheidendes, die Verhandlung beeinflussendes Wort gesagt.

Erzähler:

Spielhagen moniert, der Prozess sei vom Gericht schlecht vorbereitet worden, Dreifuß habe „das natürlich sofort gemerkt“.

Zitator:

Im Verlauf des Prozesses wurde er immer frecher und beherrschte schließlich das Feld. Er konnte sogar Angriffe auf die SED und die Regierung starten, ohne dass vom Gericht widersprochen wurde. Dreifuß sprach von seinem nach dem Westen ge-

gangenen Verwaltungsdirektor Oelmann und berichtete, dass er ihn zunächst nicht als Verwaltungsdirektor einsetzen wollte, weil er der SS angehört habe. Darauf Frage vom Gericht: „Wie konnten Sie aber so einen Menschen einsetzen, Sie konnten sich doch denken, dass der nicht zuverlässig sein würde!“ Darauf Antwort von Dreifuß: „Er war doch Mitglied der SED.“ Darauf sagte ein Mitglied des Gerichts: „Dann trifft Dreifuß keine Schuld.“ Als die Frage des hohen Defizits verhandelt wurde, wandte Dreifuß wieder seinen alten Trick an, indem er betonte, dass das Defizit einzig und allein deswegen entstanden sei, weil das Theater nicht termingerecht am 1. August, sondern erst am 18. Oktober eröffnet worden sei. Die Schuld für das hohe Defizit trafe nicht ihn, sondern nur das Volksbildungsministerium, das es nicht fertiggebracht habe, das Theater termingemäß zum 1. August '49 fertigzustellen. Er habe nur einen Fehler gemacht, nämlich den, dass er am 1. August nicht seinen Vertrag gekündigt habe. Diese Ansicht wurde von den Sachverständigen als richtig bezeichnet. Das Gericht widersprach dem nicht.

Erzähler:

Die Staatsanwaltschaft legt nun Beschwerde gegen das Urteil ein. Sie bezieht sich in ihrer Begründung insbesondere auf den von Dreifuß abgezweigten Stoff und die Fahrten mit dem Dienstwagen. Das Oberlandesgericht gibt der Beschwerde statt.

Zitator:

Eine solche Art der Spesenmacherei für private Zwecke zu Lasten eines öffentlichen Unternehmens stellt einen besonders schweren Fall der Untreue im Sinne des § 266 II StGB dar. [...] Mit Rücksicht auf den verbrecherischen Charakter dieser Straftat, mit der sich der Angeklagte auf Kosten der Allgemeinheit zu Lasten des seiner Verwaltung anvertrauten Unternehmens Vorteile verschaffte, und die hohe deshalb zu erwartende Strafe ist die Verhängung der Untersuchungshaft erforderlich.

Erzähler:

Dreifuß wird erneut inhaftiert; darüber informiert die Volkspolizei die Staatssicherheit; der Generalstaatsanwalt des Landes Brandenburg setzt den Minister der Justiz in Kenntnis. Am 25. September wird das Urteil im Revisionsprozess verkündet:

Zitator:

Im Namen des Volkes

In der Strafsache gegen den Theaterintendanten Alfred Dreifuß wegen Unterschlagung pp. wurde in der öffentlichen Sitzung der Großen Strafkammer des Landgerichts Pots-

dam für Recht erkannt: Der Angeklagte wird wegen Vergehens gegen den SMAD-Befehl Nr. 28/47 in Verbindung mit der Verordnung über die Sozialpflichtversicherung fortgesetzter Untreue und Wirtschaftsvergehens, unter Einrechnung der von der hiesigen Großen Strafkammer am 17. Mai 1950 gegen ihn erkannten Gefängnisstrafe von 6 Monaten, zu einer Gesamtstrafe von einem Jahr acht Monaten Zuchthaus und 5.500 DM Geldstrafe unter voller Anrechnung der bisher erlittenen Untersuchungshaft sowie den Kosten des Verfahrens verurteilt.

Erzähler:

Die Dienststelle, die den „Fall Dreifuß“ „anfangs“ bearbeitet hat, ist die Hauptverwaltung zum Schutz der Volkswirtschaft, 1950 umbenannt in Ministerium für Staatssicherheit, MfS; der für den „Fall Dreifuß“ verantwortliche Hermann Gartmann ist Leiter der MfS-Landesbehörde Brandenburg. Die 1956 verfasste Schlussnotiz der Stasiakte erhellt, dass es in den ursprünglichen Ermittlungen gegen Dreifuß um keinen der in den Urteilen benannten Gesetzesverstöße ging, sondern:

Zitator:

Das Material wurde in Bearbeitung der Schanghai-Emigration und damit verbundener trotzkistischer Kreise angelegt.

Erzähler:

Als Alfred Dreifuß am 3. Januar 1952 aus der Haft entlassen wird, will er nur eins: „Die Dinge klären“ und wieder Mitglied der Partei werden. Er schreibt zwei Briefe. Den ersten richtet er an den Schauspieler und Intendanten Ernst Legal:

Dreifuß:

Ein wesentlicher Punkt des Ausschlussgrundes, wenn nicht gar der wesentlichste, lautet auf Agententätigkeit. Worauf stützt sich nun die Behauptung? Auf zwei Telefonnummern in meinem Notizbuch, die eine ist OMGUS, das Office of Military Government for Germany. Sie wissen, dass ich zur Zeit meiner Tätigkeit an der Volksbühne Berlin in den Jahren 1947 bis 1948 Verhandlungen mit den damaligen amerikanischen Theateroffizieren Benno Frank und John Bitter über den Erwerb gewisser Stücke führte. Wer tat das in diesen Jahren nicht, und bei welchem Theatermann befindet sich diese Telefonnummer nicht? Dirigierte John Bitter nicht im Haus der Kultur der Sowjet-Union? Waren Benno Frank und John Bitter nicht mit jedem Ihrer Kollegen auf vertrautestem Fuß? Haben Sie von den beiden Herren je den Eindruck von Agenten gehabt? Sie wissen so genau, wie ich es weiß und jeder aus unseren Kreisen es wusste, dass Benno Frank

seinen Posten freiwillig verließ, als ihm der Kurs des damaligen amerikanischen Generals Clay nicht mehr passte, und dass John Bitter ein Musiker war, der sich in seiner Stellung als Beamter der amerikanischen Militärverwaltung höchst unglücklich fühlte. Nun bin ich also, weil ich mit diesen Leuten zu tun hatte, für Potsdam ein Agent.

Erzähler:

Der zweite Brief ist an die Zentrale Parteikontrollkommission, ZPKK, gerichtet:

Dreifuß:

Genossen, am 9. April und am 18. November 1950 richtete ich an die ZPKK je ein Schreiben, in denen ich gegen meinen von der Landesparteikontrollkommission Potsdam beschlossenen Parteiausschluss Berufung einlegte und um Prüfung meines Falles bat. Eine Antwort habe ich noch nicht erhalten. Ich bitte daher die ZPKK nunmehr, da ich mich wieder in Freiheit befinde und es mir unmöglich ist, unter dem Verdacht, ja sogar gewissen ausgesprochenen Beschuldigungen, in Zukunft ein sauberes und anständiges Leben zu führen, um eine erneute Prüfung meines Falles und um die Möglichkeit des Angehörtwerdens. Ich wiederhole und spreche zuerst von meiner Schuld: Es ist wahr und richtig, dass ich die Farce mit dem falschen Doktorat nicht beendete und mich dadurch schuldig gemacht habe. Das war nicht nur eine große Schwäche meinen Mitmenschen gegenüber, es war auch eine Lüge gegenüber der Partei. Dafür habe ich zu büßen. Meine Nichtschuld: Ich bin weder ein Agent noch ein Trotzkiist. Zum Thema Agent bitte ich, die Abschrift eines Briefes an den Herrn Generalintendant Ernst Legal zur Kenntnis zu nehmen. Zur Sache Trotzkiismus bitte ich, dass die Genossen Walter Czollek, der Oberstaatsanwalt Ruck in Potsdam und der Genosse Seibt (Landesvorstand Potsdam) mir gegenübergestellt werden. Zu einem Wort des Ausschlusses muss ich noch Stellung nehmen. Es heißt da: „... der seine verräterische Rolle jahrelang verbergen konnte.“ Genossen, das ist eine Behauptung, die jeglicher Grundlage entbehrt. Genossen, ich habe ein neues Leben zu beginnen. Ich kann das nicht, ohne dass die angeführten Fakten bereinigt werden. Ich weiß, die Partei hat wesentlichere Dinge im Augenblick zu tun, als der Fall Dreifuß sie darstellt. Aber wenn im Mittelpunkt der Dinge der Mensch steht, dann geben Sie einem Menschen die Gelegenheit, seine Fehler wiedergutzumachen, und nehmen Sie von mir diese grauenhaften Verdächtigungen.

Erzähler:

Die Partei erhört Dreifuß zunächst nicht. Er muss warten, bis der sowjetische Regierungschef Nikita Chruschtschow auf dem XX. Parteitag der KPdSU mit den Verbrechen

Stalins abrechnet und in der Folge im Jahr 1956 auch in der DDR ein kurzes Tauwetter einsetzt. Die Generalstaatsanwaltschaft rehabilitiert Alfred Dreifuß gleichzeitig für die Haft im Nationalsozialismus und die Haft ab 1950. 1957 wird er wieder in die Partei aufgenommen. In seinen zahlreichen Manuskripten und Büchern spricht er über die zweite Haft und seinen Parteiausschluss allenfalls am Rande. In den folgenden Jahren arbeitet Dreifuß als Dramaturg und Regisseur an den Städtischen Bühnen in Magdeburg, am Landestheater in Stralsund, am Mecklenburgischen Staatstheater Schwerin und im Ernst-Barlach-Theater in Güstrow; er hält zahlreiche Vorträge für den Kulturbund. 1953 heiratet er Edith Lange. 1958 wird seine Tochter Andrea geboren, die aus der Verbindung mit Elisabeth Straßenburg hervorgeht.

Dreifuß:

Küsse unser Töchtling! Wie wird das einmal werden? Schwäbisch, jüdisch, mecklenborgsch?

Erzähler:

1958 kehrt Dreifuß nach Berlin zurück. Er leitet die Programmabteilung der Konzert- und Gastspielformen für den Bezirk Berlin, dann wird er Dramaturg am Friedrichstadt-Palast. Von 1961 bis 1977 arbeitet er am Märkischen Museum. Er beschäftigt sich mit dem Teilnachlass Gerhart Hauptmanns sowie der Theatergeschichte Berlins und organisiert zahlreiche Ausstellungen. Von 1975 bis 1980 ist er an dem Projekt *Kunst und Literatur im antifaschistischen Exil* der Akademie der Wissenschaften und der Akademie der Künste der DDR beteiligt und veröffentlicht den Bericht *Schanghai – Eine Emigration am Rande*.

Am Samstag, dem 20. April 1974, lernt Alfred Dreifuß einen Mitarbeiter der Ständigen Vertretung der Bundesrepublik Deutschland kennen, die nach dem Abschluss des Grundlagenvertrages zwischen den beiden deutschen Staaten gerade erst in Ostberlin eingerichtet worden ist. Drei Tage später trifft er einen Mitarbeiter der Staatssicherheit, dem er von dieser Begegnung berichtet.

Zitator:

Aus dem Stasibericht:

Verhörer:

Trotz des Zufalls unserer Bekanntschaft, so schätzt der Genosse Dreifuß ein, kann sie doch nicht so ganz zufällig gewesen sein: Der Mitarbeiter der Ständigen Vertretung war allgemein interessiert, machte aber besonders einen theaterinteressierten Eindruck

und wusste auch über die Dreifuß-Artikel in der Weltbühne Bescheid, die zeitlich bereits zurückliegen. Man ging auseinander mit der Bemerkung des Mitarbeiters, dass man sich wieder einmal unterhalten müsse. Bei dieser Gelegenheit übergab er Dreifuß seine Visitenkarte. Genosse Dreifuß hat in Übereinstimmung mit seinem Vorgesetzten uns sofort informiert, um – wie er sagte – sich nicht noch einmal den Vorwurf machen lassen zu müssen, Kontakte zu unterhalten, von denen niemand etwas weiß.

Erzähler verblüfft zum Verhörer:

Das hat er gesagt?

Verhörer:

Haben Sie Zweifel an meiner Darstellung? Genau das hat er gesagt: Er wolle sich nicht noch einmal den Vorwurf machen lassen müssen, Kontakte zu unterhalten, von denen niemand etwas weiß.

Erzähler:

Nach dem Gespräch unterzeichnet Alfred Dreifuß eine Erklärung.

Dreifuß:

Ich bin bereit, das Ministerium für Staatssicherheit in seinem Kampf gegen die Feinde der DDR zu unterstützen. Ich verpflichte mich, über die Zusammenarbeit jederzeit und jedermann gegenüber Stillschweigen zu bewahren. Ich erkläre, dass ich noch nie Kontakte zu einem Geheimdienst feindlicher Staaten hatte und auch nicht habe. Ohne Wissen des MfS werde ich auch keinerlei anderweitige Kontakte aufnehmen. Zur Wahrung der Konspiration wähle ich den Decknamen „Alfred Leopold“.

Zitator:

In den folgenden 12 Jahren berichtet Alfred Dreifuß vor allem über Mitarbeiter der Ständigen Vertretung sowie über zahlreiche Mitarbeiter des westdeutschen Kulturbetriebs, denen er bei seinen Reisen in die Bundesrepublik begegnet; dann läuft die Zusammenarbeit aus. Sein Führungsoffizier schätzt ein, dass Alfred Dreifuß zu alt geworden ist, und empfiehlt ein langsames „Ausschleichen“ aus dem Kontakt. Dreifuß ist 85.

Erzähler:

Seit längerer Zeit ist er mit seiner Herkunft beschäftigt. 1985 erscheint seine Autobiografie *Ensemblespiel des Lebens. Erinnerungen eines Theatermannes*. Er erzählt von seiner

Geburtsstadt Stuttgart, davon, wie er Kommunist wurde, und von seiner Theaterarbeit. Auch erinnert er sich an die von dem Reformpädagogen und Publizisten Theodor Rothschild geleitete Jüdische Wilhelmspflege in Esslingen, in der er prägende Jahre seiner Kindheit und Jugend verbrachte:

Dreifuß:

Ein Zufall wollte es, dass ich als erster Zögling in das noch nach Malerfarbe riechende schöne neue Gebäude kam. Das war das Jahr 1913. Jedes Kind hatte seine Hausnummer, ich war Nummer sieben. Im „Kastenzimmer“ Schrank sieben, im Schulgarten Beet Nummer sieben, im „Schuhputzkämmerle“ Regal sieben. Es gab drei Schlafräume für die Knaben, dazu einen Waschraum. Zwischen den Schlafräumen lag das Zimmer des Lehrers, im anderen Gebäudeflügel waren die Mädchen untergebracht, für die es auch eine besondere Lehrerin gab. Die Schule: Ein Schulzimmer für die Unterklassen, eines für die höheren, ein Zeichensaal, ein Turnsaal, ein „Handfertigkeitszimmer“. Vor dem Speisesaal lag ein offener Raum, eine Art Aufenthalts- und Spielraum, jedes Kind hatte hier seine abschließbare Schublade für Spielzeuge. Der „Betsaal“. Es gab zwar in der Stadt eine kleine Synagoge, doch für den täglichen Früh- und Abendgottesdienst wurde unser Betsaal benützt. Freitagabend, Schabbes und an den hohen Feiertagen ging man zur Andacht in die Stadt. Man pflegte bei uns den sogenannten liberalen Gottesdienst, weit entfernt von jeder Orthodoxie. Die Liberalität ging so weit, dass nach Beendigung des in hebräischer Sprache vorgetragenen Gebetsteils einer der Erwachsenen sich ans Harmonium setzte und aus dem Evangelischen Choralbuch „Großer Gott, wir loben Dich“, „Harre, meine Seele“ oder einen sonstigen Choral intonierte, den wir Kinder dann lauthals mitsangen.

Erzähler:

Die Jüdische Wilhelmspflege trägt heute den Namen Theodor Rothschilds und beherbergt eine Einrichtung der Stiftung Jugendhilfe. Als die Stadt Esslingen Alfred Dreifuß 1985 zusammen mit anderen Überlebenden zu einem Besuch einlädt, reist er dorthin, wo seine Wurzeln sind:

Dreifuß:

Zuchthaus, Konzentrationslager, Emigration haben mich gelehrt, mit Gefühlen sparsam zu sein; vor dem Foto Theodor Rothschilds habe ich mich verneigt. Und in meiner Verneigung lag nicht nur das Gedenken an einen Toten, der der Bestie Faschismus erlag. In meiner Verneigung lag ein Gruß an das Gute im Menschen, lag die Zuversicht, dass der Jugend, die nun in diesem Hause heranwächst, ein Schicksal ähnlich dem

ihrer Vorgänger erspart bleiben möge. Theodor Rothschild – wunderbarer, gütiger Mensch, hervorragender Pädagoge! War es nur ein Zufall, dass ich vor kurzer Zeit – nach Prag reisend – an Theresienstadt vorüber kam? Dort sind sie gestorben, – dort kam auch meine Mutter um.

Erzähler:

Drei Jahre nach dem Besuch in Esslingen schreibt Alfred Dreifuß am 20. Januar 1988 an den Vorsitzenden der Jüdischen Gemeinde Berlin, Peter Kirchner:

Dreifuß:

Im Verlauf des Jahres 1930, es kann auch 1931 gewesen sein, trat ich aus der Jüdischen Gemeinde aus. Unter dem heutigen Datum erkläre ich meinen Wiedereintritt. Ich bin keineswegs so vermessen, mich den großen Freigeistern ihrer Zeit – u. a. Voltaire – gleichzustellen, die, nachdem sie ihre Lebensdauer für abgelaufen glaubten, doch wieder in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche zurückkehrten. Oh nein, ich habe vor, noch eine ganze Weile zu leben. Mein Grund ist das durch das Leben und literarische Einsichten gewonnene Verstehen der Ethik des Judentums. Lassen Sie mich, wenn auch etwas scherzhaft gemeint, erklären, dass ich nahezu alle jüdischen Gebete, die ich als Schuljunge in dem jüdischen Waisenhaus, in dem ich aufwuchs, lernte, heute noch auswendig singen kann. Natürlich kann ich aufgrund meiner körperlichen Verfassung kein ständiger Gottesdienstbesucher sein. Sicherlich ergeben sich Gelegenheiten, wo mich meine Tochter zu einem Freitagabend- oder Samstagmorgengottesdienst mitnehmen wird. Den beiliegenden Schein bitte ich für die Friedhofserhaltung zu benutzen.

Erzähler:

Die Tochter Andrea ist längst erwachsen und Geigerin geworden; zu dieser Zeit, 1988, ist sie Mitglied der Gruppe „Wir für uns“, in der sich vor allem junge Jüdinnen und Juden aus der DDR – die Kinder der jüdischen Remigranten – treffen und sich auf die Suche nach ihrer jüdischen Identität begeben. Nach der Wiedervereinigung nimmt Andrea Dreifuß ihren unterdessen schwer kranken Vater zu sich. Am 1. Dezember 1992 schreibt sie in seinem Auftrag einen Brief an Bundeskanzler Helmut Kohl: Sie erkundigt sich nach der Entschädigung für Werte, die seiner Mutter Sophie Dreifuß als Jüdin in der Zeit des Nationalsozialismus entzogen wurden. Das Bundeskanzleramt antwortet:

Zitator:

Zu Ihrer Frage nach Abgeltungs- bzw. Entschädigungsmöglichkeiten für Schuldverschreibungen der Anleiheablösungsschuld des Deutschen Reichs mit Auslosungsscheinen bemerke ich, dass mit dem Einigungsvertrag die Kriegsfolgenregelungen der Bundesrepublik Deutschland nicht oder nur mit Maßgaben auf das Gebiet der neuen Bundesländer übertragen worden sind. Schäden können von Bürgern der neuen Bundesländer grundsätzlich nicht geltend gemacht und Leistungen nicht gewährt werden.

Erzähler:

Alfred Dreifuß erhält keine Wiedergutmachung. Er stirbt am 23. Februar 1993 in Berlin.

neues

Deutschland

1952/1953: ANTISEMITISCHE PROPAGANDA, PROZESSE UND SÄUBERUNGEN

Glossartext I

Im Zuge der stalinistischen Säuberungswellen in der Sowjetunion und den ihr angegliederten Satellitenstaaten fanden immer wieder große **Schauprozesse** – mit meist konstruierten Vorwürfen und erforderten Geständnissen – statt. Ende 1952 nahmen diese Säuberungsprozesse eine offen antisemitische Wendung: In Prag wurden **Rudolf Slánský** (1901–1952), ehemaliger Generalsekretär der Kommunistischen Partei der Tschechoslowakei, und dreizehn weitere hochrangige Parteifunktionäre wegen „zionistisch-imperialistischer Agententätigkeit“ angeklagt. Elf der dreizehn Angeklagten waren Juden. Die Vorwürfe lauteten auf Spionage, Wirtschaftssabotage und gar Planungen, den damaligen Staatspräsidenten der Tschechoslowakei zu ermorden. Am 27. November 1952 wurden elf der Angeklagten zum Tode verurteilt, wenige Tage später wurde das Urteil vollstreckt. Der **Slánský-Prozess** kann als Höhepunkt einer **Säuberungswelle mit antisemitischem Einschlag** gesehen werden, die den gesamten Ostblock erfasste.

In der DDR wird wenige Tage später der vormalige hohe SED-Parteifunktionär Paul Merker (1894–1969) verhaftet. Bis zu seinem Ausschluss aus der SED im Jahr 1950 war Merker Mitglied des Zentralkomitees (ZK) und des Politbüros gewesen. Er war selbst nicht jüdisch, aber hatte sich im mexikanischen Exil und später in der DDR für die Rückerstattung arisierten jüdischen Vermögens und Entschädigungen für die überlebenden Jüdinnen:Juden eingesetzt. Nun warf man ihm die „Verschiebung von deutschem Volksvermögen“ zugunsten des „USA-Finanzkapital[s]“ und „jüdischer Monopolkapitalisten“ vor.

Ende 1952 begann in der UdSSR ein Vorgang, der unter dem Begriff „**Ärzteverschwörung**“ in die Geschichte eingehen sollte: Am 13. Januar 1953 wurde in Moskau eine Reihe angesehener Ärzte, von denen bis auf zwei alle Juden waren, beschuldigt, an einer riesigen Verschwörung beteiligt zu sein; ihr Ziel sei es gewesen, die oberste sowjetische Politik- und Militärführung und auch Stalin selbst zu vergiften. Die Argumentation der Anklage hob maßgeblich ab auf Verbindungen der Angeklagten zum American Jewish Joint Distribution Committee – kurz: Joint – mit Sitz in New York. Die Hilfsorganisation hatte während des Nationalsozialismus, finanziert durch Spenden, die wirtschaftliche Not jüdischer Menschen und Einrichtungen gelindert und Flüchtlinge bei der Emigration unterstützt. Wie vorher bereits in anderen Staaten des entstehenden Ostblocks wurde das Joint als „internationale jüdisch-zionistische Organisation“, die unter dem Deckmantel der Wohltätigkeit Spionage **im Dienst des Imperialismus** ausgeübt habe, verfehmt. Am 9. Februar 1953 ereignete sich auf dem Gelände der sowjetischen Botschaft in Tel Aviv eine Explosion. Zwei Tage später brach die UdSSR ihre diplomatischen Beziehungen mit dem jüdischen Staat ab. Am darauffolgenden Tag, dem 12. Februar 1953, wurde in Moskau die Ärztin Marina Weizmann verhaftet. Es handelte sich um die Schwester des 1952 verstorbenen ersten israelischen Präsidenten, Chaim Weizmann.

Auch in der **DDR** türmte sich eine **antisemitische Propagandawelle** auf. Am 4. Januar 1953 veröffentlichte das Neue Deutschland einen Beschluss des Zentralkomitees (ZK) der SED. Darin warnte das ZK vor „getarnten Spionen, Agenten und Saboteuren“ und fantasierte eine „verbrecherische Tätigkeit der zionistischen Organisationen“ herbei. Mehrere SED-Funktionäre wurden beschuldigt, in der Partei als „zionistische Agenten“ gewirkt zu haben. In den Jahren 1952/53 ließ die SED die Kaderakten sämtlicher Genoss:innen jüdischer Herkunft überprüfen, zahlreiche jüdische Verwaltungsgestellte wurden entlassen. Die jüdischen Gemeinden wurden als verdeckte „Agenturen“ der Feindbilder Zionismus und US-Imperialismus imaginiert – und entsprechend behandelt: Büros wurden durchsucht, Gemeindevorsitzende verhört, Veranstaltungen verboten. Anfang 1953 floh der Präsident der jüdischen Gemeinden der DDR,

der Auschwitzüberlebende Julius Meyer (1909–1979) – seinerseits SED-Mitglied und Abgeordneter der Volkskammer – nach Westberlin, zusammen mit fünf der acht Gemeindevorsitzenden. **Über 500 Jüdinnen: Juden flüchteten 1953 aus der DDR** – 20 Prozent der jüdischen Gemeindeglieder. Dass es damals zu keinem antisemitischen Schauprozess kam, lag vermutlich allein daran, dass Stalin am 5. März 1953 starb. Die Welle antisemitischer Agitation ebte vorläufig ab. Paul Merker wird 1955 nach zweijähriger Untersuchungshaft zu acht Jahren Zuchthaus verurteilt werden; doch ein Jahr später wird er entlassen und rehabilitiert werden.

Die wiedergegebenen Zitate aus dem Neuen Deutschland und aus den Gerichtsprozessen sind den nachfolgend genannten Beiträgen von Thomas Haury entnommen.

Weiterlesen

- Das Bundesarchiv (ohne Jahr): Vom Spitzenkader zum „imperialistischen Agenten“. In: [bundesarchiv.de, www.bundesarchiv.de/themen-entdecken/online-entdecken/themenbeitraege/vom-spitzenkader-zum-imperialistischen-agenten/](https://www.bundesarchiv.de/themen-entdecken/online-entdecken/themenbeitraege/vom-spitzenkader-zum-imperialistischen-agenten/) (abgerufen am 17.10.2024). *[Beitrag zu Paul Merker.]*
- Haury, Thomas (2020): „Antizionismus“ in der frühen DDR. In: [bpb.de](https://www.bpb.de/themen/antisemitismus/dossier-antisemitismus/322325/antizionismus-in-der-fruehen-ddr/) (Bundeszentrale für politische Bildung), www.bpb.de/themen/antisemitismus/dossier-antisemitismus/322325/antizionismus-in-der-fruehen-ddr/ (abgerufen am 17.10.2024).
- Haury, Thomas (2019): Antisemitismus von links. Facetten der Judenfeindschaft. (Hgg. von: Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage.) Berlin: Aktion Courage. Download-Link: www.schule-ohne-rassismus.org/wp-content/uploads/2020/03/Baustein-8-Antisemitismus-von-Links-web.pdf (abgerufen am 17.10.2024). *[Darin das Kapitel: Der spätstalinistische „Antizionismus“ in der DDR.]*
- Haury, Thomas (2006): Antisemitismus in der DDR. In: [bpb.de](https://www.bpb.de/themen/antisemitismus/dossier-antisemitismus/37957/antisemitismus-in-der-ddr/) (Bundeszentrale für politische Bildung), www.bpb.de/themen/antisemitismus/dossier-antisemitismus/37957/antisemitismus-in-der-ddr/ (abgerufen am 17.10.2024).

- Kahane, Anetta; Jander, Martin (Hrsg.) (2021): Juden in der DDR. Jüdisch sein zwischen Anpassung, Dissidenz, Illusionen und Repression. Berlin/Leipzig: Hentrich & Hentrich. *[Mit biografischen Beiträgen u. a. zu Paul Merker und Julius Meyer.]*
- Leder, Stella (2023): Wir brauchen ein ostdeutsches jüdisches Museum. In: ZEIT ONLINE, 27.01.2023, www.zeit.de/kultur/2023-01/antisemitismus-ddr-alfred-dreifuss-juedisches-leben-nachkriegszeit-nationalsozialismus/komplettansicht (abgerufen am 07.11.2024).
- Radzinsky, Edvard (1996): Stalin. The First In-depth Biography Based on Explosive New Documents from Russia's Secret Archives. New York: Doubleday.
- Segev, Tom (2008): Die ersten Israelis. Die Anfänge des jüdischen Staates. Berlin: Siedler Verlag.
- Snyder, Timothy (2011): Bloodlands: Europa zwischen Hitler und Stalin. München: C.H. Beck.
- Vetter, Matthias (2011): Verschwörung der Kremlärzte. In: Wolfgang Benz (Hrsg.): Handbuch des Antisemitismus, Bd. 4: Ereignisse, Dekrete, Kontroversen. Berlin / New York: De Gruyter Saur.

neue

bessere

De

„DEM ANTI- SEMITISMUS ABGETROTZT“

EIN GESPRÄCH MIT ESTHER SLEVOGT
ZUR GESCHICHTE DES DEUTSCHEN
THEATERS

— Esther Slevogt und jüdischer kulturklub ostberlin

Interview

Im Gespräch mit dem jüdischen kulturklub ostberlin gibt die renommierte Theaterkritikerin und Autorin Esther Slevogt Einblicke in die (jüdische) Geschichte des Deutschen Theaters: von der Gründung des Privattheaters als jüdischer Emanzipationsgeschichte über Max Reinhardts Theater- und Ensemblearbeit bis hin zur Bedeutung des Deutschen Theaters zu DDR-Zeiten. Zur Sprache kommen auch Kontinuitäten des Antisemitismus sowie Fragen und Geschichten (fehlender oder erfolgter) Aufarbeitung, Würdigung und Restitution.

jüdischer kulturklub ostberlin: Bei unserer Veranstaltung „Dem Antisemitismus abgetrotzt“³ haben Sie, ausgehend von Ihrem Buch *Auf den Brettern der Welt, die Geschichte des Deutschen Theaters auch als jüdische Theatergeschichte präsentiert*. Könnten Sie noch einmal in Kürze schildern, inwiefern diese Theatergründung auch Resultat konkreter historischer Bedingungen und jüdisch-bürgerlicher Emanzipationsprozesse war? Was machte diese Privattheater-Gründung möglich? Wer war daran beteiligt? Und inwiefern treffen hier Emanzipation und Reaktion konkret aufeinander?

Esther Slevogt: Das Deutsche Theater wurde im Jahr 1883 gegründet – von einer Gruppe damals hochberühmter Schauspieler. Sie hatten sich zusammengetan, um ein demokratisch strukturiertes Theater aufzubauen. Alle sollten nicht nur gemeinsam über das Programm entscheiden, sondern auch gleichberechtigt an den Einnahmen beteiligt sein – und an der Finanzierung der Unternehmung natürlich. Dazu muss man wissen, dass das Deutsche Theater als Privattheater gegründet

wurde. Das heutige System staatlicher Kulturfinanzierung existierte noch nicht. Aus der Staatskasse (bzw. Fürstentkasse) wurden damals ausschließlich Hoftheater und ein paar Staatstheater finanziert. Auch war es bis 1870 für normale Bürger gar nicht möglich, Theater zu gründen.

Das änderte sich erst mit der Verordnung zur Allgemeinen Gewerbefreiheit, die am 1. Januar 1870 in Kraft trat. Damit wurden Handels- und Gewerbeschränkungen aufgehoben, die in den feudalistischen deutschen Kleinstaaten den Märkten, die durch die Industrialisierung rasant expandierten, im Wege standen. Seitdem konnte jeder ein Theater gründen, wenn er genug Geld hatte, es auch zu betreiben. Das staatliche/fürstliche Monopol war damit nicht nur institutionell, sondern auch inhaltlich gebrochen. Denn bis dahin hatten allein Hof- und Staatsbühnen das Privileg gehabt, klassische Dramen zu spielen. „Das Volk“, das sogenannte, durfte lediglich mit volkstheaterhaften Formaten öffentlich in Erscheinung treten.

Das Deutsche Theater lag dann im Zentrum des neu gegründeten deutschen Kaiserreichs, in dem 1871 all die

3 „Dem Antisemitismus abgetrotzt“ Zur jüdischen Geschichte des Deutschen Theaters“. Die Veranstaltung mit Esther Slevogt im Gespräch mit Jan Lazardzig fand am 04.11.2024 in Berlin statt, ausgerichtet vom Institut für Neue Soziale Plastik – jüdischer kulturklub ostberlin in Kooperation mit dem Literaturforum im Brecht-Haus.

Kleinststaaten zusammengefasst waren. Dort traten in den 1880er-Jahren die Schauspielstars Ludwig Barnay, Siegwart Friedmann und Friedrich Haase mit dem ganz konkreten Anspruch an, als bürgerliche Theatermacher mitzubestimmen und mitzugestalten, was deutsches Theater ist. Gleichzeitig wollten sie dem endlich geeinten einheitlichen Deutschland nun ein Nationaltheater schenken – ein Plan, den es seit der Weimarer Klassik gab und der an der Kleinstaaterei im rückständigen Deutschland immer wieder gescheitert war. Zu dem Trio hatten sich auch der Leipziger Schauspieldirektor August Förster und der Dramatiker, Regisseur und Dirigent Adolphe L'Arronge gesellt, der Eigentümer der Immobilie war, die dann bald das Deutsche Theater beherbergte. Mit der Gründung des Deutschen Theaters hatte sich damit in der Hauptstadt des boomenden deutschen Kaiserreichs ein privat finanziertes bürgerliches Künstlertheater konstituiert, das dem Leitkulturanspruch der alten aristokratischen Eliten entgegentrat.

Auch machten sich mit der Gründung des Deutschen Theaters Menschen an die Gestaltung der deutschen Nationalkultur, die von der Mainstreamgesellschaft damals nicht unbedingt als Deutsche anerkannt wurden. So war Siegwart Friedmann, Initiator und treibende Kraft der Gründung, als Samuel Friedmann 1842 in Budapest

in eine jüdische Kaufmannsfamilie geboren worden. Auch der gleichaltrige Ludwig Barnay wurde in Budapest geboren, als Lajos Weiss und Sohn des Justizars der dortigen jüdischen Gemeinde – Budapest war damals Teil der österreichisch-ungarischen Doppelmonarchie. Barnay gründete nicht nur das Deutsche Theater mit, sondern war auch Gründer der Genossenschaft Deutscher Bühnenangehöriger (die bis heute die Belange der Theatermitarbeiter:innen gewerkschaftlich vertritt).

Als Gesellschaft im Aufbruch waren Berlin und das Kaiserreich besonders für Juden aus Mittel- und Osteuropa in jenen Jahren durchaus ein Ort des Versprechens. Die Verordnungen für die Gewerbefreiheit waren Teil eines großen Gesetzespakets, das Staat, Wirtschaft und Gesellschaft einen enormen Modernisierungsschub verpasste. Zu den Gesetzen gehörte auch das „Gesetz betreffend die Gleichberechtigung der Konfessionen in bürgerlicher und staatsbürgerlicher Beziehung“, das nun endlich die rechtliche Gleichstellung der Juden gesetzlich fest schrieb. Damit standen nun sogar Staatsämter Juden offen, was – man glaubt es kaum – bis dahin tatsächlich nicht der Fall gewesen war. Was man heute „strukturellen Antisemitismus“ nennen würde, blieb jedoch trotzdem sehr wirkmächtig. Die Hürden für eine Karriere in Universitäten oder Regierungs- und Justizämtern blieben für

Juden weiterhin sehr hoch. Am ehesten war der Partizipationsanspruch der nun endlich rechtlich gleichgestellten jüdischen Bevölkerung auf dem gerade entstehenden Zeitungsmarkt und in den Theatern zu verwirklichen, die sich in jenen Jahren als städtische Hochkulturform entwickelten.

Allerdings war mit der Reichsgründung auch eine Bewegung immer lautstarker geworden, deren Mitglieder sich selbst als „Antisemiten“ bezeichneten. Die Karriere dieses Begriffs beginnt also als Selbstbeschreibung, ähnlich wie 150 Jahre später das Akronym PEGIDA („Patriotische Europäer gegen die Islamisierung des Abendlandes“). Alle Übel des Aufbruchs in die Moderne machten die selbsternannten „Antisemiten“ damals an der von ihnen so genannten „Judenfrage“ fest. In den 1870er-Jahren, also den Jahren nach der Reichsgründung, entstand der moderne Antisemitismus, dessen mächtigste und reichweitenstärkste Verfechter die Rücknahme der Gleichstellungsgesetze forderten. Darüber hinaus forderten sie, den Zuzug vor allem von Juden, die vor den Pogromen im zaristischen Russland oder in Österreich-Ungarn nach Deutschland flohen, zu begrenzen. Damit sollten sie zwar am Ende politisch nicht durchkommen – sorgten aber für ein nachhaltig vergiftetes gesellschaftliches Klima insbesondere für die Juden, die nun zwar rechtlich gleichgestellt waren, sich

aber als Bürger mit einer ganz neuen Art von Hass konfrontiert sahen. In diesem Klima legten viele alle sichtbaren Zeichen ihrer jüdischen Identität ab – änderten etwa ihre Namen –, so wie Otto Brahm, der in den 1890er-Jahren ein bedeutender Direktor des Deutschen Theaters war. 1879 hatte er seinen ursprünglichen Namen Abrahamsohn in Brahm verkürzt, um nicht mehr so offensichtlich als Jude identifizierbar zu sein. Und so kann man sagen, dass der programmatische Name „Deutsches Theater“, den Siegwart Friedmann und seine Mitstreiter ihrer Unternehmung 1883 gaben, durchaus auch dem antisemitischen Klima jener Jahre abgetrotzt worden ist.

jüdischer kulturklub ostberlin: Stichwort Max Reinhardt – welche Vorurteile und Missverständnisse über Reinhardt sind heute noch tonangebend? Wie würden Sie Reinhardts Theater und dessen Einfluss bis in die Gegenwart beschreiben? Wie war sein Ensemble zusammengestellt und sein Theater strukturiert?

Esther Slevogt: Max Reinhardt war der berühmteste Theaterdirektor, den das Deutsche Theater je hatte, das er zu Weltruhm führte. Niemand sonst reagierte in jener Zeit mit so ungeheurer künstlerischer Energie und Innovationslust auf die Herausforderungen, die damals mit der Industrialisierung,

der Elektrifizierung des Alltags, der Entstehung der neuen Massengesellschaft, den politischen Kämpfen im Innern und Äußern einhergingen. Reinhardt erfand neue Theaterformate, ein Massentheater für 5000 Zuschauer etwa, oder die intimen Kammerspiele, wo das Publikum den Schauspielern so nahe wie nie zuvor kommen konnte. Reinhardt war von unglaublicher technischer Neugier, probierte immer neue Bühnentechniken aus. Auch ließ er sich im Ersten Weltkrieg vom Franzosen- und Britenhas in Deutschland nicht einschüchtern und spielte eine ganze Spielzeit lang französische und britische Dramen und suchte im Welttheater, in Indien oder China, neue künstlerische Impulse.

Sein Ensemble war für damalige Verhältnisse fast schon multikulturell, setzte andere Schönheits- und Heldenmaßstäbe. Zum Beispiel gab es im Ensemble Schauspieler wie den aus Albanien stammenden Alexander Moissi, dessen elektrifizierende Wirkung auf das Publikum unter anderem darin bestand, dass Deutsch nicht seine Muttersprache war. Auch Reinhardt war das Kind jüdischer Eltern, war 1875 als Max Goldmann in Österreich-Ungarn geboren worden. Als er 19 Jahre alt war, entdeckte ihn Otto Brahm und holte ihn ans Deutsche Theater. 1905 wurde Reinhardt dann dessen Direktor. Mit der Hilfe finanzkräftiger Investoren kaufte er Adolphe

L'Arronge auch die Immobilien ab, die das Theater beherbergten, und gab den Bauten die äußere Eleganz, die sie bis heute prägt.

Schon zu Zeiten Otto Brahms hatten sich Rechte und Nationalisten immer wieder an der Tatsache gestoßen, dass ein Haus mit dem Namen Deutsches Theater von Juden geführt wurde, und hatten gegen die erfolgreichste Bühne der Reichshauptstadt Stimmung gemacht. Ein Jahr nach dem Beginn der Ära Reinhardt erschien ein schlimmes antisemitisches Pamphlet. „Das deutsche Theater ist ein undeutsches Theater geworden“, hieß es da unter anderem. Reinhardts Fantasie- und Innovationskraft, die das Publikum begeisterten, wurden als „spezifisches Charakteristikum einer orientalischen Phantasie“, als „decorative Prunksucht und ästhetisches Parvenuetum“ verunglimpft. Dichtung diene Reinhardt lediglich als Vorwand, um „Ausstattungsprunk“ zu entfalten, appelliere dabei „schamlos immer an das Sexuelle“ und sei in der „Respektlosigkeit“, mit der Reinhardt alles „betaste“, eine „semitische Kulturblüte inmitten germanischer Völkerschaften“. Dieses üble Pamphlet enthielt bereits viele Klischees und antisemitische Gemeinheiten, die das Bild dieses Ausnahmekünstlers bis heute verzerren.

Für die DDR, der seine Theater nach 1945 gehörten, war Max Reinhardt ein unpolitischer spätbürger-

licher Schwelger. Auch im Westen betrachtete man seine Experimentierlust, seinen Erfindungsreichtum als kindlichen Eklektizismus. Es herrscht im Theater in Deutschland ja immer auch eine klammheimliche Lust am Totalitären, am Dogmatischen und Belehrenden. Jemand wie Max Reinhardt, der nie Anstalten machte, andere belehren zu wollen, war da natürlich verdächtig.

Über seinen Antisemitismus, den ich in vielen Aussagen über Reinhardt bis heute wahrnehme, hat sich das Theater in Deutschland dabei selbst nie wirklich Rechenschaft abgelegt. Noch 2005, als das Deutsche Theater dem 100. Jubiläum des Beginns der Ära Reinhardt eine ganze Spielzeit gewidmet hatte, befand der damalige Intendant Bernd Wilms in einem Text für die Jubiläumspublikation, dass Max Reinhardt ein Antimoderner gewesen sei: mehr Blender und Hochstapler – und nicht der Künstler von Weltrang, der Reinhardt tatsächlich war. „Max Reinhardt war ein reicher Mann“, beginnt Wilms seine kenntnislosen Ausführungen allen Ernstes. Allerdings habe „der Theaterkrösus“ nie ein Portemonnaie besessen: „Die Börse zückten immer die anderen und bezahlten seine Rechnungen.“ Klar, dass einer wie Reinhardt auch keine Schüler hatte, im Gegensatz zu Brecht zum Beispiel, wie Wilms weiter doziert: „Reinhardt wollte wirken, und damit basta.“ Über

das Unrecht, das Reinhardt von den Nazis angetan wurde, die ihm seine Theater wegnahmen und ihn ins Exil trieben, verliert Wilms kaum ein Wort. Jede Relektüre dieser Wilms-Reflexionen lässt mich aufs Neue erschauern – dass ein solcher Text 2005 überhaupt erscheinen konnte! Fakt ist, dass Reinhardt zwar legendär, aber trotzdem eigentlich ein Verkannter ist.

jüdischer kulturklub ostberlin: In Ihrem Buch widmen Sie sich auch ausführlich den Kontinuitäten der Enteignung Reinhardts – und dem unsäglichen Umgang mit den Restitutionsansprüchen seiner Erben. Sie beschreiben die Tricks, mit denen sich der NS-Staat das Privattheater auf juristisch legalem Weg angeignete, und ebenso, wie das durch „Arisierung“ zum Staatstheater gewordene Deutsche Theater auch in der DDR „Volkseigentum“ blieb. Was passierte nach dem Ende der DDR?

Esther Slevogt: Seit die Nationalsozialisten Reinhardts Theater enteigneten, ist das Deutsche Theater ein Staatstheater. Diese Enteignung verlief nach allen Regeln der deutschen Verwaltungskunst. Denn so konnte zumindest nach außen der Eindruck der Legalität erweckt werden. Reinhardts Theater waren verschuldet, was zum einen mit der dauernden Wirtschaftskrise in den Jahren der Weimarer Republik zu tun

hatte. Zum anderen spielte der Sachverhalt eine Rolle, dass mit dem Ende der Monarchie 1918 plötzlich die alte Dichotomie staatsfinanzierte Hoftheater versus privat finanzierte Bürgertheater nicht mehr bestand: Aus den Hoftheatern waren bürgerliche Staatstheater geworden, die den gleichen Kunstanspruch wie privat betriebene Bühnen hatten. Im Unterschied zu Letzteren wurden Ersterer allerdings staatlich finanziert. Die Privattheater mussten allerdings nicht nur weiter ihren Betrieb eigenwirtschaftlich stemmen, sondern sogar noch Vergünstigungssteuer zahlen. Sie hatten also einen doppelten Wettbewerbsnachteil. Max Reinhardts Bruder Edmund, der kongeniale Finanzarchitekt aller Reinhardt'schen Theaterunternehmen, hatte Mitte der 1920er-Jahre zumindest erreicht, dass das Deutsche Theater und die Kammerspiele als gemeinnützige Betriebe anerkannt und damit von der Vergünstigungssteuer befreit wurden. Diesen Bescheid hoben die Nazis 1933 auf, weshalb rückwirkend Steuerschulden in Millionenhöhe entstanden. Diese wiederum nutzten die Nazis, um eine Grundschuld auf die Immobilien in der Schumannstraße (wo sich die Bühnen befinden) einzutragen. Es würde den Rahmen dieses Formats sprengen, die Feinheiten dieser Enteignung bis in all ihre Verästelungen zu beschreiben. Das Ende der Geschichte war, dass das Deutsche

Theater am 28. September 1934, fast auf den Tag genau 51 Jahre nach seiner Eröffnung durch die Schauspielersozietät um Ludwig Barnay und Siegwart Friedmann, zwangsversteigert wurde und in den Besitz einer von den Nazis kontrollierten Bank überging.

Gleich nach Kriegsende 1945 bemühten sich Reinhardts Erben ohne Erfolg um Restitution ihres Besitzes. Das Deutsche Theater lag im sowjetischen Sektor, und die Sowjetische Militäradministration nannte das Theater nun: Max Reinhardts Deutsches Theater. Die von den Nazis geschaffenen Besitzverhältnisse wurden jedoch nicht angetastet. Nach Gründung der DDR ging das Theater zum 1. Januar 1950 in Volkseigentum über. Denn die DDR sah sich ihrer antifaschistischen Legitimation zufolge als Erbin der kommunistischen Widerstandsbewegung gegen die Nationalsozialisten – und daher nicht in der Verantwortung, was das Schicksal der deutschen und europäischen Juden betraf. Als Rechtsnachfolgerin von Nazideutschland galt die westdeutsche Bundesrepublik, die wiederum nur Unrecht entschädigte (und auch das meist nicht in angemessener Weise), das auf ihrem eigenen Territorium geschehen war.

Nach dem Ende der DDR riss im April 1991 ein Gesetz zur „Regulierung offener Vermögensfragen“ längst verschlossen geglaubte Türen zur Geschichte wieder auf. Offene Ver-

mögensfragen – dieser Begriff bezog sich auf Besitz, der nach 1945 auf dem Gebiet der DDR enteignet worden war. Dessen Rückübertragung bzw. Restitution sollte dieses Gesetz nun regeln. Da aber auch diejenigen nie entschädigt worden waren, die auf dem Territorium der späteren DDR bereits von den Nationalsozialisten enteignet worden waren, bezog sich das neue Gesetz auch auf diese immer noch „offenen Vermögensfragen“. Auch die Erben von Max Reinhardt meldeten daraufhin in verschiedenen Anträgen 1990 und 1991 ihre Ansprüche auf Restitution an: auf die Gebäude in der Schumannstraße, in denen sich das Deutsche Theater und die Kammerspiele befinden, und auf ein Grundstück am Schiffbauerdamm, wo Reinhardt 1919 mit dem Großen Schauspielhaus sein „Theater der Fünftausend“ eröffnet hatte. In der DDR war das Haus der erste Standort des Friedrichstadt-Palasts, bis der bedeutende Theaterbau in den 1980er-Jahren für baufällig erklärt und abgerissen wurde.

Während die Restitution des Grundstücks am Schiffbauerdamm / Am Zirkus nach knapp drei Jahren erfolgte, zog sich das Verfahren um die Restitution des Deutschen Theaters noch fast bis zur Jahrtausendwende hin. – Immer wieder wurde dabei die Rechtmäßigkeit dieser Ansprüche in Zweifel gezogen, und nicht selten wurde Geldgier als Motiv dieser Ansprü-

che unterstellt. „Weil das Theatergenie Max Reinhardt angeblich von den Nazis enteignet wurde, fordern die Erben zwei teure Immobilien zurück“, schrieb etwa der renommierte Journalist Dieter E. Zimmer in der Wochenzeitung DIE ZEIT 1994 – fünf Monate nach der Restitution des Grundstücks am Schiffbauerdamm an die Reinhardt-Erben. „Doch die Archive bergen eine profanere Wahrheit: Reinhardt verlor seinen Theaterkonzern durch Verschuldung, ein profitabler Plan geht nicht auf“. Dabei hatten die Anwälte just aus diesen Archiven (wo ja auch die Bilanzen der Reinhardt-Unternehmen immer noch gut erreichbar waren) nichts weniger als das Gegenteil befördert. – Weshalb die Reinhardt-Erben dann schließlich im Austausch gegen das Deutsche Theater und die es beherbergenden Liegenschaften ein Grundstück an der Friedrichstraße zugesprochen bekamen. Das Deutsche Theater selbst anzutasten, war nie Ansinnen der Erben gewesen. Dem Ausgang des Verfahrens zum Trotz wiederholte der damalige Intendant Bernd Wilms noch 2005 in seinem bereits zitierten Text das Gerücht vom bankrotten Reinhardt, der nicht von den Nazis, sondern von der eigenen Unvernunft in den Ruin getrieben worden wäre. Bereits 1994 war ein Artikel in der linksalternativen taz gar zu dem Ergebnis gekommen, Max Reinhardt habe Deutschland ganz ohne Emigrations-

absicht verlassen, „allerdings war ihm der Rückweg versperrt.“

jüdischer kulturklub ostberlin: *Auf den Brettern der Welt war nicht Ihre erste ausführliche theaterhistorische Auseinandersetzung mit dem Deutschen Theater. In Ihrem Buch *Den Kommunismus mit der Seele suchen* haben Sie sich bereits intensiv mit der Biografie des langjährigen Nachkriegsintendanten des Deutschen Theaters, Wolfgang Langhoff, befasst; dieser hatte den glücklosen Gustav von Wangenheim im Herbst 1946 während der laufenden Spielzeit abgelöst. Inwiefern prägte der Westemigrant Langhoff nicht nur das Deutsche Theater, sondern das gesamte Theater- und Kulturleben der DDR?*

Esther Slevogt: Als die Sowjetische Militäradministration das Deutsche Theater 1945 in „Max Reinhardts Deutsches Theater“ umbenannte, war dies nicht nur eine Verbeugung vor dem berühmtesten aller deutschen Theateremigranten, den die sowjetischen Kulturoffiziere gleichrangig neben ihrem eigenen großen Theatererneuerer Konstantin Stanislawski stehen sahen (den wiederum Reinhardt bereits in den 1920er-Jahren zum Ehrenmitglied des Deutschen Theaters gemacht hatte). Es sollte auch ein Signal an die berühmten Westemi-

granten von Bertolt Brecht bis John Heartfield sein, die in den USA oder Großbritannien auf ihre Rückkehr nach Deutschland warteten. Sie nach Ostberlin zu holen, war eine Prestigesache: So wollte man im beginnenden Kalten Krieg die eigene moralische Überlegenheit gegenüber den Westalliierten behaupten, die dann ja auch recht schnell einen westdeutschen Teilstaat (samt der in ihm bald wieder in Amt und Würden gelangenden Altnazis) unterstützen sollten.

Zuerst wurde Gustav von Wangenheim Intendant des Deutschen Theaters, ihm traute man das zu. Er war in der Avantgarde der Weimarer Republik gut vernetzt gewesen, war Kommunist und prominenter Theatermacher, der sein Handwerk bei Max Reinhardt gelernt hatte, und darüber hinaus ein Star des frühen deutschen Films. In der in New York erscheinenden Exilzeitschrift *Der Aufbau* veröffentlichte von Wangenheim bald einen Aufruf, in dem er alle Exilanten zur Rückkehr nach Deutschland aufrief, um das Land kulturell wieder aufzubauen und die von den Nazis rüde abgebrochenen Karrieren in einem neuen Deutschland fortzusetzen. Doch Brecht zum Beispiel reagierte nicht einmal auf die persönlichen Anschreiben seines alten Förderers Herbert Ihering, den von Wangenheim zum Chefdramaturgen des Deutschen Theaters gemacht

hatte und der nun Brecht ans Haus holen sollte.

Gustav von Wangenheim wurde schon nach kurzer Zeit wieder abgesetzt, und bis heute ist nicht wirklich klar, was genau ihn so unvermittelt sein Amt kostete. Es liegt aber die Vermutung nahe, dass der Wechsel an der Spitze des Deutschen Theaters mit der Verwicklung von Wangenheims in den Moskauer Terror der 1930er-Jahre zusammenhing. Er lebte von 1932 bis 1945 im Exil in der Sowjetunion. Sehr viele kommunistische Emigranten wurden damals nach fadenscheinigen Gerichtsverfahren erschossen oder in Lager verbracht, wo sie dann nicht selten elendig umkamen. Von Wangenheim war in den Verdacht geraten, Freunde und Kollegen verraten zu haben, darunter Brechts Freundin Carola Neher, die „Polly“ seiner *Dreigroschenoper*. Der Moskauer Terror blieb bis fast zum Ende der DDR ein Tabu, niemand sprach darüber – und so kurz nach 1945 konnte er erst recht nicht thematisiert werden.

Auf Wolfgang Langhoff wurde die Sowjetische Militäradministration von dem Schriftsteller Friedrich Wolf aufmerksam gemacht. Wolf war damals wahrscheinlich mit sowjetischen Diensten verbunden, vor allem kannte er die Szene der Emigranten in Ost und West samt ihrer Verwerfungen wie kaum ein anderer. Ich gehe davon aus, dass Wolf den Wechsel angeregt

hat, was sich auch einigermaßen gut belegen lässt. Langhoff war da gerade erster Nachkriegsintendant in Düsseldorf geworden (und hatte dort Wolfs berühmtes Stück *Professor Mamlock* inszeniert). Düsseldorf lag nach 1945 in der britischen Besatzungszone.

Langhoff war im KZ gewesen und hatte dann in die Schweiz entkommen können – war also Westemigrant. Relativ schnell gelang es ihm als Intendant des Deutschen Theaters dann tatsächlich, Brecht, Helene Weigel, Eisler, Dessau nach Ostberlin und ans Deutsche Theater zu holen. Am Deutschen Theater gründete Brecht 1949 das Berliner Ensemble, und am Deutschen Theater entstanden auch Brechts bedeutendste Arbeiten nach 1945. Erst 1954, zwei Jahre vor seinem Tod, zogen Brecht und das Berliner Ensemble ins eigene Haus am Schiffbauerdamm. So löste Langhoff ein, was sich die sowjetischen Kulturoffiziere von ihm erhofft hatten. Aber nur wenige Jahre später wird ihm zum Verhängnis, dass er Westemigrant war: 1950 gerät er in die Mühlen der stalinistischen Säuberungen. Nur knapp schrammt er an einem Schauprozess vorbei, der durchaus mit einem Todesurteil oder jahrelanger Gulaghafte hätte enden können. Langhoff, der nicht nur Theatermann, sondern auch hochrangiger SED-Funktionär war und sich Hoffnungen gemacht hatte, Kulturminister zu werden, verliert aufgrund der

Verdächtigungen, er sei ein Verräter und Westspion, unehrenhaft alle Parteiämter und fast auch die Intendanz des Deutschen Theaters. Doch so weit wagen sie in der SED nicht zu gehen, ist das Ensemble doch hoch identifiziert mit Langhoffs exemplarischer antifaschistischer Biografie. Biografien wie diese bleiben für die DDR eine wichtige Legitimation.

Wolfgang Langhoff betrachtete das Deutsche Theater als Labor für ein neues und besseres Deutschland. Hier sollte modellhaft erprobt werden, was es dann im großen gesellschaftlichen Ganzen umzusetzen galt. Ein wichtiges Projekt war, die deutsche Klassik von den Spuren ihres Missbrauchs durch die Nationalsozialisten zu reinigen, sie für den Kanon eines neuen und sozialistischen Deutschland zu reklamieren. Ein weiteres Projekt bestand in der Entwicklung einer eigenen sozialistischen Klassik. Die ersten Arbeiten von Autoren wie Peter Hacks und Heiner Müller stammen aus diesen Zusammenhängen in den 1950er-Jahren.

Immer wieder stellte Langhoff seine Kritik an Staat und Partei zurück, die ihm weiterhin übel mitspielte – denn in der Bundesrepublik sah er die alten Nazieliten wieder in Schlüsselpositionen der Macht gelangen. Seine alten Freunde und KZ-Genossen, die 1945 im Westen zunächst in Regierungsverantwortung gekommen waren, wurden ab 1950 im Zuge der

Verbotsverfahren gegen die westdeutsche KPD aus dem politischen System der BRD ausgespien. Sie verloren ihre Jobs oder wurden nach fragwürdigen politischen Prozessen von alten Nazirichtern wiederum zu Gefängnis- und Zuchthausstrafen verurteilt. Die Rolle, die das repressive System der Bundesrepublik unter Adenauer, die Rückkehr sehr vieler Altnazis an Schaltstellen der Macht in der BRD, für die Stabilisierung der SED in der DDR gespielt hat, und damit auch die Mitverantwortung der alten Bundesrepublik für das SED-Unrecht, wurde aus meiner Sicht bis heute nur sehr ungenügend beleuchtet. Mit unglaublicher Loyalität stand Langhoff hinter der DDR. Das hat ihm ihre Staats- und Parteiführung jedoch nicht gedankt. In einem demütigenden Verfahren jagte sie ihn stattdessen wenige Jahre nach dem Mauerbau aus dem Amt.

Wolfgang Langhoff gehört zu den bedeutendsten deutschen Theaterkünstlern des 20. Jahrhunderts. Doch aufgrund seiner Loyalität zur DDR – in der er das beste Deutschland sah, das zu den Bedingungen seiner Zeit möglich war (er selbst starb 1966) – ist er bis heute verkannt: im Westen, aber man kann auch sagen, im Osten. Denn meine Beobachtung ist, dass nicht nur der Westen Künstler der DDR erst dann ernst oder überhaupt zur Kenntnis nahm, wenn sie sich dissident zu DDR verhielten. Auch der Osten er-

kannte sich selbst immer eher in dem Spiegel, den ihm der Westen entgegenhielt. So nimmt Langhoff noch immer nicht den Platz in der deutschen Theatergeschichte ein, der ihm aus meiner Sicht zusteht.

jüdischer kulturklub ostberlin: In Gesprächen mit Jüdinnen: Juden aus der DDR taucht immer wieder die Kantine des Deutschen Theaters als Dreh- und Angelpunkt persönlicher wie politischer Ereignisse auf: von der Petition gegen die Biermann-Ausbürgerung bis hin zur Anmeldung der Demonstration am 4. November 1989. Was lässt sich über die Kantine des Deutschen Theaters als eigentliche politische Bühne sagen?

Esther Slevogt: Ich fürchte, dazu kann ich gar nicht so viel sagen. Mich hat die Geschichte auf der Ebene des Anekdotischen auch nie so sehr interessiert. Bis in die 1960er-Jahre gab es in der Kantine einen Kellner, der schon zu Reinhardts Zeiten dort angefangen hatte, Herrn Pflaum. Außerdem war diese Kantine natürlich ein Stasi-Paradies. Denn spätabends nach der Vorstellung saßen die Zungen locker. Als Friedrich Wolf 1953 starb, seufzte beispielsweise Heinar Kipphardt, damals Chef-dramaturg des Deutschen Theaters und gestrenger Richter über die neue Dramatik: „Gott sei Dank, der schreibt nicht mehr!“ Gerade wurde im Deut-

schen Theater Wolfs Historiendrama *Thomas Münzer* über die Bauernkriege geprobt. Kipphardts lästerlichen Satz fand ich dann in seiner Stasiakte, denn diese Sottise wurde natürlich gleich begeistert an die zuständigen Stellen weitergetragen – immerhin war Friedrich Wolfs Sohn Markus Chef des Auslandsgeheimdiensts. Auch sonst fand jede Lästerei über Protagonisten der Politik via Stasi schnell den Weg zu den Geschmähten und sorgte dort zuverlässig für entsprechende Kränkungen. Was diese Kränkungen betrifft, habe ich bei der Politik stets auch einen gewissen Masochismus beobachtet. Besonders Ulbricht konnte dann aber sehr rachsüchtig sein.

jüdischer kulturklub ostberlin: Im Rahmen unserer Veranstaltung haben Sie die Archivarbeit, den direkten Kontakt mit den Überbleibseln der Geschichte, als größte Freude Ihrer Arbeit beschrieben. Daher noch einmal die Frage an Sie: Wie können wir uns das Archiv des Deutschen Theaters vorstellen, und wie hat es sich über die Jahre und Jahrzehnte verändert?

Esther Slevogt: Ins Archiv zu gehen und mit Originaldokumenten zu arbeiten, ist eine faszinierende Zeitreise und hat für mich oft Züge einer realen Begegnung mit den Menschen, zu denen ich recherchiere. Dass die

Person die handschriftliche Notiz, die ich vor mir liegen habe, einst wirklich mit eigener Hand geschrieben hat oder allein das Gefühl, sie könnte das Blatt selbst schon berührt haben – wie ich nun –, ist eine magische Vorstellung. Für mich werden da Vorgänge auf eine Art lebhaftig und nehmen Gestalt an. Das ist etwas für meine Arbeit Unverzichtbares. Das Archiv des Deutschen Theaters kenne ich schon lange, und es hatte viele Aggregatzustände: vom scheinbar ungeordneten Chaos zu Zeiten von Hans Rübesame, der jedes einzelne Dokument in den vielen Kisten und Regalen aber sofort fand, über die Zeit, in der Karl Sand sehr viel Energie investierte, um Grund in das Archiv zu bringen, Bestände zugänglich zu machen und zu digitalisieren, bis heute; gerade arbeitet sich eine neue Leitung ein.

jüdischer kulturklub ostberlin: Zum Schluss noch der obligatorische Blick in die Gegenwart und Zukunft: Welche Erkenntnisse lassen sich aus der Auseinandersetzung mit der (jüdischen) Geschichte des Deutschen Theaters gewinnen? Was wird immer noch allzu oft vergessen? Was oder, vielleicht besser, wen sollten wir erinnern?

Esther Slevogt: Ich fürchte, diese Frage müssen andere beantworten. Mir ist es stets sehr wichtig, mit meinen Re-

cherchen ideologischen Schlamm und alte Farbschichten von den Dingen und Vorgängen und vor allem von den Bildern der Menschen abzutragen und zu versuchen, die ursprünglichen Farben wieder freizulegen. Dabei verstehe ich mich als eine Art Restauratorin. Aber auch als Anwältin derer, denen aus meiner Sicht Unrecht geschah.

Ein

besseres

Land

WIR LADEN AUCH EINE KLEZMERBAND EIN

— Christina Kettering

Minidrama

Juni, 1967

BERLIN (ND). In der DDR hat sich eine mächtige Protestwelle gegen die Machenschaften der USA-Globalstrategen im Nahen Osten entwickelt. Zahlreiche Organisationen und Bürger aus allen Schichten der Bevölkerung stellen sich in Solidaritätserklärungen fest an die Seite der befreundeten arabischen Völker. Sie fordern entschieden die Eindämmungen der Aggressionsvorbereitungen und eine friedliche Regelung des Nahostproblems.⁴

⁴ Auszug aus einem Zeitungsartikel im Neuen Deutschland (ND) aus dem Jahr 1967: Wir stehen fest an der Seite unserer arabischen Freunde. In: Neues Deutschland, 01.06.1967, S. 1.

A.:

Sommer 1967. Meine Mutter steht barfuß in unserem Wohnzimmer, in einer Pfütze aus staubigem Licht, in meiner Erinnerung steht sie sehr lange dort, reglos, nur die Hände zittern leicht, sie hält ein Papier, sie schaut nirgendwo hin.

Mutter:

Ich bin in der Partei seit einunddreißig. Hab ich nicht gekämpft wie ihr anderen auch?

Mann:

Es geht nur um eine Stellungnahme.

A.:

Ein Mann ist da. Ich kenne die Stimme, aber mein Gedächtnis verweigert die Erinnerung. Er steht im Schatten neben dem Fenster. Rauch über seinem Kopf.

Mutter:

„Wir als Bürger der DDR jüdischer Herkunft.“ Was soll das bedeuten?

A.:

Sie beachtet mich nicht. Kurz zuvor hatten wir uns gestritten. Wegen des blauen Halstuchs, das ich hasse, ich hatte es auf dem Heimweg abgenommen und verloren. Ihre Wut darüber. Meine Angst.

Mutter:

Das bin ich jetzt? Ein Bürger jüdischer Herkunft? Ich war in Buchenwald als Kommunistin. Was hab ich mit Israel zu tun? Traut ihr mir nicht?

A.:

Sie hatte mir Absicht unterstellt, vielleicht hatte sie recht.

Mann:

Wir wissen, was du für den antifaschistischen Kampf geleistet hast, was du für dieses Land immer noch leistest. Wir bitten dich bloß um deine Unterstützung, um deutlich zu machen, dass die zionistische Aggression auch von jüdischen Kommunisten einhellig abgelehnt wird. Mit deinem Namen ...

Mutter:
Meinem Namen?

Mann:
Nun ja.

Schweigen

A.:
Ich sitze am Tisch, wie eine Zuschauerin. Bewege mich nicht, atme flach. Nur der Mann wirft einen irritierten Blick zu mir. Vielleicht habe ich das Halstuch nicht mit Absicht verloren. Aber wahr ist, ich habe nicht danach gesucht.

Mutter:
Und wen habt ihr schon für eure Erklärung?

Schweigen

Mutter:
Keinen?

Mann:
Wenige.

Mutter:
Wie viele?

Mann:
Fünf bisher. Vielleicht sechs.

Mutter:
Tja.

A.:
Das Licht wandert. Meine Mutter steht still. Das Papier in ihrer Hand zittert stärker.

Sommer, 2024

A.:

Kommen Sie. Einfach durch den Flur. Haben Sie das Haus gut gefunden? Manche tun sich schwer. Der fehlende Name an der Klingel.

Regisseurin:

Ihre Beschreibung war sehr genau.

A.:

Ich sag's Ihnen gleich, ich war nicht sicher, ob ich mit Ihnen sprechen will. Bin's immer noch nicht. Wollen Sie einen Kaffee?

Regisseurin:

Machen Sie sich keine Umstände.

A.:

Zu spät.

Schweigen

Regisseurin:

Am besten umreiße ich noch mal kurz, worum es geht. Ich bin Ihnen wirklich dankbar, dass Sie sich bereit erklärt haben –

A.:

Das sehen wir noch.

Regisseurin:

Wir als Haus planen eine große Veranstaltung zum Jahrestag der Befreiung von Auschwitz nächstes Jahr. Wir wollen ein Zeichen setzen ... in der aktuellen Situation ... mit dem Rechtsruck ... Na ja, wir fühlen uns in der Verantwortung ... Geplant ist in diesem Rahmen auch eine szenische Installation mit Zeitzeug:innen –

A.:

Sind Sie jüdisch?

Regisseurin:

Bitte? Nein.

A.:

Aus dem Osten?

Regisseurin:

Auch nicht.

A.:

Na ja.

Regisseurin:

Tut mir leid.

A.:

Können Sie ja nichts für.

Regisseurin:

Ist das ein Problem?

A.:

Wieso? Für Sie?

Schweigen

Regisseurin:

Ich dachte, wir sprechen erst mal unverbindlich.

A.:

Ich bin keine Zeitzeugin.

Regisseurin:

Ja. Natürlich. Aber Ihre Mutter. Man sagte uns, Sie haben viel Material. Briefe, Tagebuchaufzeichnungen. Auch Tonmaterial? Sie haben Gespräche mit Ihrer Mutter geführt, vor ... ihrem Tod?

A.:
Ich wollte ein Buch schreiben.

Regisseurin:
Was ist daraus geworden?

A.:
Es ist kompliziert.

Juni, 1967

Israel beschreitet verhängnisvollen Weg. Erklärung jüdischer DDR-Bürger zur Aggression Israels
Berlin. ADN/BZ

Als Bürger der DDR jüdischer Herkunft erheben wir unsere Stimme, um feierlich die Aggression zu verurteilen, deren sich die herrschenden Kreise Israels gegen die arabischen Nachbarstaaten schuldig gemacht haben. Wir fühlen uns berechtigt und verpflichtet, unsere Stimme zu erheben; denn wir Bürger der DDR, in der der Antisemitismus ausgerottet und für Antisemiten kein Platz ist, die wir selber unter den Verfolgungen des Hitler-Faschismus schwer gelitten haben, beklagen ebenso wie viele Bürger Israels den Verlust zahlreicher Familienangehöriger, gemordet von den deutschen Imperialisten.

Wenn die Regierung Israels sich anmaßt, im Namen der Juden zu sprechen, so sei festgestellt, daß die erdrückende Mehrzahl der Juden außerhalb Israels lebt und dieses nicht als ihren Staat betrachtet. Sympathien, die in der Welt den durch den Hitlerfaschismus und Antisemitismus geschundenen Juden entgegengebracht werden, sollen zur Tarnung imperialistischer Interessen mißbraucht werden.⁵

⁵ Auszug aus der „Erklärung jüdischer Bürger der DDR“ vom 9. Juni 1967, hier zitiert aus der Berliner Zeitung: Israel beschreitet verhängnisvollen Weg. Erklärung jüdischer DDR-Bürger zur Aggression Israels. In: Berliner Zeitung, 09.06.1967, S. 2.

Juni, 2024

Regisseurin:

Also, ich spreche das jetzt einfach an. Den Elefanten im Raum. Bevor uns das noch alles zerschießt.

A.:

Haben wir einen Elefanten im Raum?

Regisseurin:

Ich fahre am besten damit, Dinge direkt anzusprechen, besonders die schwierigen.

A.:

Das ist schön für Sie.

Regisseurin:

Ich spüre das. In der Luft, in den Tönen, in allem, was darunter liegt. Man kann heute kaum noch einen Schritt tun, ohne Glas zu zerbrechen. Man kann heute kaum noch etwas machen, ohne sich zum Oktober zu verhalten. Zu diesem ... Sie wissen schon ... was im Oktober passiert ist. Als gäbe es eine Verpflichtung, Statements abzugeben. Es gibt auch ein Recht auf Enthaltung. Wir sind ein Theater. Ein Ort der Kunst. Wir müssen uns nicht zu allem äußern, was in der Welt passiert. Ich spüre da einen gewissen Druck, von ...

A.:

Von?

Schweigen

Hat Ihr Theater etwas zum Angriff auf die Ukraine gemacht?

Regisseurin:

Natürlich. Wieso? Wir haben auch 2015 temporäre Unterkünfte in den Werkstätten eingerichtet. Wir haben eine gesellschaftliche Verantwortung als Theater.

Schweigen

Regisseurin:

Sie dürfen mir auch nicht alles im Mund verdrehen.

A.:

Was verdrehe ich denn?

Schweigen

Regisseurin:

Hören Sie. Ich verstehe schon, was Sie mir sagen wollen. Sie können aber eben die Ukraine und Israel nicht vergleichen. ... Das ist alles sehr kompliziert ... Man begibt sich so schnell auf Glatteis, irgendjemand ist immer beleidigt, und ich nehme da auch ehrlich gesagt so eine Verhärtung wahr, von beiden Seiten, verstehen Sie mich nicht falsch, das Existenzrecht Israels ist unbedingt anzuerkennen, da gibt es auch für uns als Theater nichts zu verhandeln, aber man muss auch mal was sagen dürfen, ohne dass gleich ...

A.:

Wer hat denn ... Wie kommen Sie denn jetzt darauf?

Schweigen

Ich verstehe nicht, was Empathie mit den Opfern mit der Politik der israelischen Regierung zu tun hat. Ich weiß nicht, was so kompliziert daran sein soll, die Massakrierung von Unschuldigen zu verurteilen. Ich verstehe es einfach nicht.

Schweigen

Regisseurin:

Vielleicht war es keine gute Idee, dass ich gekommen bin. Man landet immer an diesem Punkt.

A.:

Sie haben mit dem 7. Oktober angefangen.

Juni, 1967

Ist es übertrieben, Parallelen zwischen der Strategie der Nazis und der Tel Avivs zu ziehen? Diese Parallelen, nach denen unser Leser Reinhold Reich aus Salzwedel fragt, sind durchaus vorhanden. Sie werden sichtbar in der Strategie des „Blitzkrieges“, mit der die faschistische Armee im zweiten Weltkrieg operiert hat und die jetzt auch von der israelischen Regierung praktiziert wurde.⁶

A.:

Die Lichtpfütze hat sich aufgelöst. Im Dämmerlicht noch meine Mutter, die Füße längst kalt. Ich weiß, wie leicht sie friert. Die Wohnung verlasse ich unbemerkt, diesmal.

Voraussetzung für den Blitzkrieg ist natürlich die skrupellose Entscheidung, auf diplomatische und politische Ausgleichsmöglichkeiten zu verzichten und statt dessen den Weg des brutalen militärischen Überfalls, des ersten Schlages, zu gehen. Diesen Weg haben die Nazis gewählt, und ihn beschritt auch Israels Kriegsminister Dayan.⁷

A.:

Ich suche etwas. Will etwas wiederhaben, das ich gar nicht erst bekommen habe. In der jüdischen Gemeinde nur wenige Besucher. Heimlich husche ich hinein. Heimlich später heraus. An Gott zu glauben, gelingt mir nicht.

Dabei ist die Frage des Anlasses – Gleiwitz oder Akaba – nur von untergeordneter Bedeutung. Wenn ein Vorwand für den Überfall gesucht werden soll, findet der Aggressor ihn auch. Allerdings sollte man daran denken, dass die „Blitzkrieger“ noch immer die geeignete Antwort erhalten haben.⁸

A.:

Als ich zurückkomme, schleichend über den Flur, ist die Mutter noch wach. Sitzt am Schreibtisch jetzt, ein leeres Blatt vor sich. Das von ihren zittrigen Händen zerknüllte daneben.

6 Antworten auf Leserfragen zur Lage im Nahen Osten. In: Neues Deutschland, 13.06.1967.

7 Antworten auf Leserfragen zur Lage im Nahen Osten. In: Neues Deutschland, 13.06.1967.

8 Antworten auf Leserfragen zur Lage im Nahen Osten. In: Neues Deutschland, 13.06.1967.

Mutter:

Wo kommst du denn her?

A.:

Als wär ich ein Geist.

Mutter:

Es ist spät. Du hast morgen Schule.

A.:

Diesmal will sie nicht wissen, wo ich war. Will mich loswerden. Mein Glück für diese Nacht. Wir werden uns später darüber so heftig zerstreiten, dass wir lange nicht miteinander reden.

Juni, 2024

Regisseurin:

Sie müssen mir verzeihen. Es ist alles so explosiv zurzeit. Wir stehen als Theater ganz schön unter Druck.

A.:

Fangen wir neu an?

Regisseurin:

Gerne. Das Projekt liegt mir sehr am Herzen. Es ist wichtig, Haltung zu zeigen in diesen Zeiten. Und die Biografie Ihrer Mutter ... was man mir darüber erzählt hat ... sie war in Auschwitz?

A.:

Buchenwald.

Regisseurin:

Damit können wir arbeiten. *(Pause)* Oh Gott. So war das nicht gemeint.

A.:

Wie denn?

Schweigen

Regisseurin:

Geplant ist eine Collage biografischen Materials, das von unseren Ensemblemitgliedern präsentiert wird. Wir wollen es behutsam einbetten in verschiedene künstlerische Formen, alles ganz angemessen, und in einem feierlichen Rahmen. Wir laden auch eine Klezmerband ein.

Schweigen

A.:

Haben Sie den Fuchs gesehen? Als Sie ankamen?

Schweigen

Er kommt täglich zur gleichen Zeit. Sie müssten ihn eigentlich gesehen haben.

Schweigen

Er wohnt hier. Hat sich eingerichtet im Garten. Schleicht täglich ums Haus.

Schweigen

Warum denn Klezmer?

Schweigen

Regisseurin:

Wenn Sie sich dadurch verletzt fühlen, können wir auch ...

Schweigen

A.:

Meine Mutter hat sich nie als Opfer gesehen. Sie war im Widerstand. Noch in Buchenwald hat sie sich organisiert. War stolz bis zum Schluss, nicht als Opfer des Faschismus, sondern als Kämpfer gegen den Faschismus klassifiziert zu sein. War auch die Rente

300 Mark höher. Sie hat gedacht, sie kann das selbst entscheiden. Jüdin zu sein oder nicht. Der Kommunismus war ihr Versprechen, dass das gehen könnte. Einfach nur Mensch sein. Sie hat nie verwunden, dass es doch nicht so war.

Schweigen

Wollen Sie nicht dazu was machen?

Regisseurin:

Das ist sehr interessant. Wirklich. Aber ich würde gerne bei Auschwitz bleiben. Da konnten wir uns am Haus alle drauf einigen.

Juni, 1967

A.:

Mutter versucht, eine andere Erklärung zu schreiben. Sie fängt an:

Mutter:

Israel ist die Heimat von mehr als 400 000 Überlebenden des deutschen Faschismus.

A.:

Sie streicht durch. Sie beginnt von vorn:

Mutter:

Israel ist ein imperialistischer kapitalistischer Staat, aber es ist auch die Heimat von über 400 000 Überlebenden des Hitler-Faschismus.

A.:

Das Neue Deutschland schreibt: „Anschlag auf den Fortschritt. Warum hat Israel die Aggression begangen?“

Mutter schreibt:

Mutter:

Israel, von feindlich gesonnenen Staaten umgeben, war gezwungen, präventiv ...

A.:

Sie streicht durch. Sie schreibt erneut:

Mutter:

Die arabischen Bruderstaaten befinden sich in einem Abwehrkampf gegen kapitalistisch-imperialistische Mächte. Zu bedenken ist jedoch auch, dass der zuerst erfolgte arabische Truppenaufmarsch an der israelischen Grenze sowie eine gewisse Vernichtungsrhetorik bei den Überlebenden des Faschismus tief sitzende Ängste heraufbeschworen.

A.:

„Wir werden Israel und seine Einwohner auslöschen. Was die Überlebenden betrifft – falls es welche gibt –, die Boote sind bereit, um sie zu deportieren.“ Hatte Ahmad al-Shukeiri, Vorsitzender der PLO, im Freitagsgebet gesagt.

Schweigen

Meine Mutter sitzt am Schreibtisch. Die ganze Nacht. Sie schreibt, streicht durch, schreibt erneut. Am nächsten Morgen beide Papiere zerknüllt auf dem Boden. Vor ihr nur Leere.

Schweigen

Sommer, 1967. Der Himmel hängt hoch über der Stadt. Die Träume meiner Mutter zerplatzen mit den reifen Kirschen am Asphalt.

Ei

neues,

bess

tschland

ANTIZIONISMUS IN DER DDR

Glossartext II

Im Zuge der bis 1947 geführten UNO-Debatte über die Teilung des britischen Mandatsgebietes Palästina **unterstützte die Sowjetunion die Gründung eines jüdischen Staates im Nahen Osten** – mit Berücksichtigung der „legitimen Ansprüche des jüdischen Volkes“ als Konsequenz aus dem Holocaust. Auch war die UdSSR der erste Staat der Welt, der Israel nach dessen Unabhängigkeitserklärung offiziell anerkannte; antiimperialistische Grundüberzeugungen spielten dabei eine Rolle, schließlich bedeutete die Gründung Israels unter anderem eine Zurückdrängung der britischen Kolonialmacht.

Während des Zweiten Weltkriegs waren wichtige Teile der arabischen Nationalbewegung eng mit Nazi-Deutschland verbündet gewesen im antikolonialen Befreiungskampf gegen das British Empire. Nachdem Nazi-Deutschland als Verbündeter weggefallen war, wuchs in den 1950er-Jahren die **Sowjetunion zur internationalen Schutzmacht der (revolutionären) arabischen Nationalbewegung** heran. Parallel dazu nahm die **Westbindung Israels** zu, wobei es noch bis 1962 dauern sollte, bis die USA zum ersten Mal Waffen an Israel lieferten. Spätestens mit dem Sechstagekrieg 1967 kann die Übertragung der Frontstellungen des Kalten Krieges in den Nahen Osten als abgeschlossen angesehen werden: Fast der gesamte Ostblock hatte sich auf die Seite der Israel feindlich gesinnten arabischen Länder geschlagen. Die **DDR** tat sich hierbei besonders hervor, im Warschauer Pakt war sie das einzige Land, das keine diplomatischen Beziehungen zu Israel unterhielt – dafür das erste europäische Land, das die Terrororganisation PLO (kurz für: Palestine Liberation Organization) formell anerkannte. Noch bis 1989 unterstützte die SED palästinensische Terrororganisationen durch umfangreiche Waffenlieferungen, die Bereitstellung von militärischer Ausrüstung und durch die militärische Ausbildung von Kämpfer:innen.

Aus den längerfristigen antizionistischen Strömungen der kommunistischen Bewegung speiste sich der **staatliche Antizionismus der DDR**, dessen Motivlage tagespolitischen Schwankungen unterworfen war. In den 1950er-Jahren ging es vorrangig um die **Zurückweisung von Restitutionen**: Rückerstattung und Entschädigung für jüdische Überlebende wurden beispielsweise als Verteidigung der „Interessen zionistischer Monopolkapitalisten“ diffamiert, was als offensichtlicher Schuldabwehr-Antisemitismus gedeutet werden kann. (Siehe Glossartext I.) Im weiteren Verlauf wurden historische Motive aufgewärmt, die den Zionismus ganz allgemein zu einer bürgerlichen, faschistischen Ideologie umdeuteten und verurteilten; der **Kampf gegen den Zionismus** konnte so als Teil des antifaschistischen Kampfes dargestellt werden. Auch an offen antisemitischen Stereotypen wurde dabei nicht gespart. So ließ die SED verlautbaren, dass der „internationale Zionismus“ das „weitverzweigte Organisationssystem [...] der jüdischen Bourgeoisie“ und der „israelischen Finanzoligarchie“ sei, wobei Letztere über gehörigen Einfluss bei der amerikanischen Regierung verfüge.

Nach innen trat der Antizionismus der DDR im Kontext der **stalinistischen Säuberungswelle 1952/1953** offen zutage (siehe Glossartext I), ebenso während des **Sechstagekriegs 1967**. Mit dem Sechstagekrieg erklärte die DDR-Führung Israel zum „**Aggressorstaat**“. Das Politbüro instruierte damals den Direktor des Nationalrats der Nationalen Front, **Albert Norden** (1904–1982), selbst jüdischer Remigrant und Mitglied des Politbüros des Zentralkomitees (ZK), „Stellungnahmen von jüdischen Bürgern der DDR zu veröffentlichen, in denen sie ihre Empörung über die Israel-Aggression und das Komplott Israel-Washington-Bonn zum Ausdruck bringen“ sollten. Es unterschrieben zehn namhafte Persönlichkeiten wie Lea Grundig, Wolfgang Frankenstein, Gerry Wolff und Friedrich Karl Kaul. Kein einziges Mitglied einer jüdischen Gemeinde unterzeichnete das Papier, und mehrere prominente Künstler:innen, darunter der Autor Arnold Zweig, verurteilten den Vorstoß öffentlich. Die Stellungnahme erschien am 9. Juni 1967 im Neuen Deutschland auf Seite 2 unter der Überschrift „**Erklärung jüdischer Bürger der DDR**“. Während des **Jom-Kippur-Kriegs 1973** und des **Libanonkriegs 1982** verschärfte sich die antizionistische Rhetorik noch mal immens: In zahllosen staatsoffiziellen Reden sowie in der Presse und in Fernsehsendungen wurde Israel mit dem nationalsozialistischen Deutschland gleichgesetzt.

Erst die erste frei gewählte **Volkskammer der DDR** verabschiedete im April 1990 eine Resolution, in der „um Verzeihung“ für die „Heuchelei und Feindseligkeit der offiziellen DDR-Politik“ gegenüber dem Staat Israel und „für die Verfolgung und Entwürdigung jüdischer Mitbürger auch nach 1945 in unserem Lande“ gebeten wurde.

Im Juli 1990 distanzieren sich die Abgeordneten in einer weiteren Resolution von der „hierzulande praktizierten antiisraelischen und antizionistischen Politik“ und von der Gleichsetzung von Zionismus und Rassismus.

Die Zitate aus Medien und Politik sind in den nachfolgend genannten Veröffentlichungen zu finden.

Weiterlesen

- Benz, Wolfgang (2017): Das Israelbild der DDR und dessen Folgen. In: bpb.de (Bundeszentrale für politische Bildung), www.bpb.de/themen/deutschlandarchiv/246359/das-israelbild-der-ddr-und-dessen-folgen/ (abgerufen am 18.10.2024).
- Haury, Thomas (2020): „Antizionismus“ in der frühen DDR. In: bpb.de (Bundeszentrale für politische Bildung), www.bpb.de/themen/antisemitismus/dossier-antisemitismus/322325/antizionismus-in-der-fruehen-ddr/ (abgerufen am 17.10.2024).
- Haury, Thomas (2019): Antisemitismus von links. Facetten der Judenfeindschaft. (Hgg. von: Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage.) Berlin: Aktion Courage. Download-Link: www.schule-ohne-rassismus.org/wp-content/uploads/2020/03/Baustein-8-Antisemitismus-von-Links-web.pdf (abgerufen am 17.10.2024). [Darin das Kapitel: *Der spätstalinistische „Antizionismus“ in der DDR.*]
- Haury, Thomas (2006): Antisemitismus in der DDR. In: bpb.de (Bundeszentrale für politische Bildung), www.bpb.de/themen/antisemitismus/dossier-antisemitismus/37957/antisemitismus-in-der-ddr/ (abgerufen am 17.10.2024).
- Herf, Jeffrey (2024): Drei Gesichter des Antisemitismus. Rechts, links und islamistisch. Berlin/Leipzig: Hentrich & Hentrich.
- Herf, Jeffrey (2019): Unerklärte Kriege gegen Israel. Die DDR und die westdeutsche radikale Linke, 1967–1989. Göttingen: Wallstein Verlag.
- Kahane, Anetta; Jander, Martin (Hrsg.) (2021): Juden in der DDR. Jüdisch sein zwischen Anpassung, Dissidenz, Illusionen

und Repression. Berlin/Leipzig: Hentrich & Hentrich. *[Darin enthalten: die Resolutionen der DDR-Volkskammer vom 12. April und vom 22. Juli 1990.]*

- Leo, Annette (ohne Jahr): Bergwöhnt und herausgehoben: Jüdinnen*Juden in der DDR. In: Jüdisches Museum Berlin, jmberlin.de, www.jmberlin.de/hintergrundartikel-geschichte-juedisch-in-der-ddr-annette-leo (abgerufen am 18.10.2024).
- Segev, Tom (2007): 1967 – Israels zweite Geburt. München: Siedler Verlag.
- Thiele, Anja (2020): Zweierlei Kontinuitäten: Antisemitismus in der DDR. In: Institut für Demokratie und Zivilgesellschaft, www.idz-jena.de/pubdet/wsd7-6 (abgerufen am 08.10.2024).
- Voigt, Sebastian (2008): Das Verhältnis der DDR zu Israel. In: bpb.de (Bundeszentrale für politische Bildung), www.bpb.de/themen/naher-mittlerer-osten/israel/45014/das-verhaeltnis-der-ddr-zu-israel/ (abgerufen am 17.10.2024).

in

neues

besseres

Deutsch

DIE SPRACHE DES POGROMS

WAS DIE SEXUALISIERTE GEWALT DES
7. OKTOBERS MIT DEM JUDENHASS ZU
TUN HAT

— Boris Schumatsky

Ein Erfahrungsbericht aus Russland

Als mir zum ersten Mal sexualisierte Gewalt angedroht wurde, war ich 17. „Sexualisiert“ trifft es eigentlich nicht, das lässt selbst die unsäglichen Qualen des 7. Oktober steril erscheinen. Für mich klingt dieses Wort jedenfalls so, als hätte sich das, was ich mit 17 erlebt habe, in einer akademischen Studie abgespielt und nicht auf einer Großbaustelle in Moskau. Die Baustelle war eine riesige Brache, bedeckt mit hellbraunem Schlamm, zerfurcht von den Rädern und Ketten der Baumaschinen. Mittendrin das Gerüst unseres zukünftigen Studentenwohnheims, und in einem Bauwagen daneben wir Erstsemestler. Im sowjetischen Arbeiterstaat fehlten Arbeiter, und die Studenten mussten bei der Ernte oder auf dem Bau aushelfen. So kam ich auf diese Baustelle. Es war der erste Tag des ersten Semesters, und ich konnte es kaum erwarten, endlich Gleichgesinnte zu treffen, mit denen ich Kunst studieren sollte. Was dann auf dieser Baustelle passiert war, daran wollte ich lange nicht mehr denken, sehr lange, bis zum Oktober 2023.

Die darf es nicht in Farbe geben

Seit dem Vormittag des 7. Oktober laufen über meinen Bildschirm Bilder aus einer anderen Zeit, aus Kischinew 1903 oder Berlin 1939, halb nackte Leichen und jubelnde Mörder. Bilder, die es nur schwarz-weiß geben sollte, nicht in Farbe, nicht live, nicht in meinem Leben. Diese junge Israelin, wie sie von Männern an den Haaren zu ihrem Geländewagen gezerrt wird, die helle Hose im Schritt rot. Die Füße eines Mannes auf der nackten Haut einer Frau, die in seinem Pick-up auf dem Boden liegt. Junge Männer schlagen auf nackte Tote ein, die auf Ladeflächen von Autos liegen und langsam durch Gaza gefahren werden, damit die Männer schlagen können, mit Stöcken, mit Fäusten, oder sind diese Nackten noch nicht tot?

Die Berichte über die Vergewaltigungen vom 7. Oktober lösten eine Welle feministischer Empörung aus. Professorinnen wie Nancy Fraser protestierten gegen den „Missbrauch des Themas durch die israelische Regierung“, Mediengrößen wie Masha Gessen stellten sexuelle Gewalt im Krieg als normal dar. Ich sollte lieber gar nicht darüber sprechen, höre ich, jedenfalls nicht öffentlich, weil man die Vergewaltigungen nicht so leicht verifizieren könne, und auch nicht privat: „Warum sprichst du über Gewalt an Frauen nur, wenn es in deine Agenda passt?“

Für viele sind die zu Tode Gefolterten und Vergewaltigten heute keine Menschen mehr, sondern Scheinargumente des politischen Gegners, die es um jeden Preis zu widerlegen gilt. Für andere ist es schlicht unerträglich, an solche Gewalt auch nur zu denken, sich die Einzelheiten vorzustellen. Ich verstehe das. Als Student habe ich genau das getan, die unerträglichen Details einfach vergessen.

Die jüdischen Freimaurer

Ich kam als Letzter in den Bauwagen, alle waren schon da. Ich habe ein Buch mitgenommen, weil man auf sowjetischen Baustellen fast immer warten musste, ein dickes Buch. Ein Student schaut mich an, er sieht sympathisch aus und sagt: „Was liest du da für einen Mist?“ Ich beschreibe hier nur das, woran ich mich noch erinnern kann, Bruchstücke, als hätte ich mir damals verboten, je wieder daran zu denken.

„Zwei Juden, die sich an die Wäsche gehen!“, höre ich einen der älteren Kunststudenten spotten. Statt „Juden“ sagt mein Kommilitone etwas wie „Juuh“, oder besser, er summt es, denn das Wort Jude ging damals vielen schwer über die Lippen, schwerer noch als heute, wenn jemand statt Juden „jüdische Menschen“ sagt. Einer dieser zänkischen Juden bin ich. Der Student, dem mein Buch nicht gefiel, wollte es mir aus

der Hand schlagen. Die anderen haben sofort gesehen, dass wir uns irgendwie ähnlich sind, und jetzt grinsen sie, „hey, schaut mal, die können sich eh nicht prügeln, wie zwei Mädchen, echt“.

Als ich in Moskau aufwuchs, galten die Juden als körperlich schwach und zugleich zänkisch, so wie schon die Nazis sie gesehen haben. Gleichzeitig glaubten viele, vielleicht sogar die meisten, die mich von Kindheit an umgaben, dass die Juden schlauer seien, dass sie überall Beziehungen hätten und auf Kosten der Russen Karriere machten. Der Jude tut so, als sei er ein Sowjetbürger wie du und ich, aber am Ende wird er dich überlisten, betrügen, verraten. Man erzählte sich Gerüchte über eine jüdische Weltverschwörung der *zhidomasonry*, der jüdischen Freimaurer. Das ist der Kern des Antisemitismus: Juden sind übermächtige Gegner, die man vernichten muss, bevor sie einen unterjochen.

Wie man „Zionist“ ausspricht

Damals wusste ich nicht, dass das etwas mit mir zu tun hatte. Wenn ich komisch behandelt wurde, dachte ich, ich kann einfach nicht gut mit Menschen umgehen. Es ist fast typisch, dass gerade assimilierte Juden den Antisemitismus nicht wahrnehmen oder leugnen, aber auch das wusste ich damals nicht. Und später, als ich in Berlin ein neues Leben begann, wollte ich mich nicht mehr daran erinnern, bis jetzt. Jetzt lese ich in der Weltpresse vom israelischen Faschismus, ich höre UN-Funktionäre sagen, was schon sowjetische Funktionäre gesagt haben: Israel tut den Palästinensern genau das an, was die Nazis den Juden angetan haben. Damit wurde ich schon Jahrzehnte vor dem heutigen Krieg Israels gegen die Hamas bis zum Erbrechen gefüttert, lange bevor die Hamas gegründet wurde. Die Staatspropaganda hat in unseren Sprachzentren feste Nervenverbindungen zwischen bestimmten Begriffen eingebrannt. Auf das Adjektiv „israelisch“ muss unbedingt „Apartheidregime“ folgen, auf „zionistisch“ „Genozid“ oder „Kolonialismus“. Selbst die Mimik war vorgegeben: Das russische *sionist* musste mit leicht zusammengekniffenen Augen und zischend ausgesprochen werden, mit einem stimmlosen s: SSionist. Dieses Wort stand nicht für einen Befürworter der jüdischen Selbstbestimmung, es war eine höfliche Variante des alltäglichen „dreckiger Jud“.

Gleichzeitig herrschte bei uns Neid auf die Privilegien der Juden, vermeintliche und tatsächliche. „Eine jüdische Braut ist kein Luxus, sie ist ein Transportmittel“, dieser Witz spielte darauf an, dass viele Juden die Sowjetunion verlassen durften, in der alle anderen eingesperrt waren, und sogar ihre Familien mitnehmen konnten. So sahen mich viele Mitschüler und Kommilitonen, als eine Mischung aus Untermensch

und Weltverschwörer. Und ich dachte, dass ich ganz normal bin, wie meine russische Mutter und nicht wie mein Vater, dessen Nase und Namen ich geerbt hatte.

An den meisten Wörtern hängt ein Schwanz

Mein Kommilitone, der die hinterhältigen Zionisten selbst im Bauwagen erkennen konnte, ist kein Teenager mehr, wie ich es damals noch bin. Er hat vor dem Studium seinen Wehrdienst abgeleistet, und jetzt schaut er auf uns herab. In der Armee hat er gelernt, worauf es im Leben wirklich ankommt: Der jüngere Soldat wird vom älteren verprügelt, denn wer andere nicht schlägt, wird selbst, wie man dort sagt, gefickt.

Ich trage eine wattierte Winterjacke und Gummistiefel, auch andere Kunststudenten sehen aus wie sowjetische Soldaten oder Lagerinsassen. Wir alle sprechen die Sprache der Kriminellen, in der die häufigsten Substantive Genitalien sind und die Verben erzwungenen Geschlechtsverkehr bezeichnen. An den meisten Wörtern, die meine Kommilitonen benutzen, hängt ein Schwanz dran, viele Sätze enden mit „Ich hab deine Mutter...!“ So wie wir miteinander reden, könnten wir auch in einer Lagerbaracke feststecken. Innerhalb von Minuten bildet sich ein russisches Kollektiv: Wer die Sprache der richtigen Männer besser beherrscht, wer andere bedroht, steht höher in der Gruppenhierarchie.

Es ist die Sprache, die bestimmt, gegen wen und wie Gewalt ausgeübt wird und welcher Emotion sie folgt. Ich habe die Gewalt oft genug lachend, triumphierend erlebt. Deshalb hat mich der Jubel der Hamas-Leute nicht überrascht, als sie Menschen erschossen, folterten, vergewaltigten. Hass allein kann es nicht erklären. Die Männer waren euphorisch wie Märchenhelden, die über das Böse triumphieren, auch wenn das Böse wie eine Frau aussah oder ein Kind.

„Vater, ich habe heute zehn Juden getötet“, ruft ein junger Mörder, seine Stimme bricht vor Erregung, „ich rufe dich vom Telefon einer toten Jüdin an. Ihr Blut ist noch an meinen Händen!“ – „Töte, töte, töte!“, antwortet sein Vater, und ich will etwas entgegen können. Doch für die Leichen, die dieser Jubel hinterlässt, finden sogar Menschenrechtler und Reporterinnen nur Worte wie aus einem Anatomieatlas: „Verstümmelungen im Intimbereich“, „attackierte Sexualorgane“. Ist der Jubel eines Täters überhaupt nachvollziehbar, der Menschen zu Tode vergewaltigt? Ich aber bin in Russland aufgewachsen, und ich kann erklären, wie diese jubelnde, triumphierende und sexbesessene Gewalt mit dem Judenhass zusammenhängt.

In meinem Geburtsland kursieren bis heute Gerüchte über die heimtückische Brutalität der Juden, die noch aus der Zarenzeit stammen. Die Juden würden christliche

Kinder ermorden und ihr Blut für ihre geheimen Rituale verwenden. Die sowjetische Propaganda ergänzte das mit dem Gerücht vom Kindermörder Israel: Alles, was die israelischen Streitkräfte täten, diene dem Ziel, palästinensische Kinder zu töten. Heute ist dieses Gerücht in aller Munde, von Francesca Albanese bei den UN bis zu Masha Gessen im *New Yorker*. Die Sowjetunion hat es nie geschafft, eine Baustelle effektiv zu betreiben, aber im Kampf gegen die Zionisten bleibt sie selbst nach ihrem Zusammenbruch überaus erfolgreich.

Ich warte mit den jüngeren Kommilitonen im Bauwagen auf meinen Einsatz, die älteren haben ihre Aufgaben schon bekommen. Ich schlage wieder mein Buch auf und bestätige wieder einmal die sowjetischen Vorurteile über Juden, die sich vom Kollektiv absondern und sich vor körperlicher Arbeit drücken. Die Tür geht auf, herein kommt ein Brigadier der Bauarbeiter: „Ich brauche einen, der seine Hände nicht nur zum Wischen benutzen kann.“ Er schaut mich direkt an. Ich muss mit ihm gehen.

Durch Schlammputzen führt mich der Brigadier zu einer Kriegsrue, so sieht das unfertige Wohnheim im Nieselregen aus. Dort geht es ins Erdgeschoss, wo zwei ältere Kommilitonen mit dem Presslufthammer arbeiten. Eine frisch errichtete Ziegelwand soll wieder weg. „Wie lange“, fährt der Brigadier sie an, „wollt ihr die Wand noch ficken?“ Ein Student antwortet etwas in der gleichen Sprache, der Brigadier nickt und geht. Als ich später Russland verließ, dachte ich, ich hätte diese Sprache hinter mir gelassen. Gewalt kann aber auch mit anderen Wörtern transportiert werden, mit solchen, die auf -ismus enden.

Die Pogromsprache

Die Sprache des Pogroms stützte sich lange auf Begriffe der Rassenlehre, die die Nationalsozialisten auch im Nahen Osten implantierten. Später verbreitete dort auch die Sowjetunion antisemitische Fälschungen aus der Zeit der zaristischen Pogrome, die *Protokolle der Weisen von Zion* wurden eigens ins Arabische übersetzt. Dieser biologische Rassenwahn wirkt bis heute nach, bis heute heißt es, Juden kämen mit Ferkelschnauzen zur Welt, die beschnitten werden müssten. Doch solche Gerüchte haben nicht so recht in die kommunistische Auslandspropaganda gepasst, eine neue Sprache musste her. Nach dem Sechstagekrieg 1967, ich war gerade geboren, exportierte mein Geburtsland bereits eine modernisierte Pogromsprache. Die kommunistischen Parteien und linken Bewegungen erhielten aus Moskau nicht nur Waffen und Geld. Es wurden Zeitungsartikel, Broschüren, Bücher in allen Weltsprachen verbreitet, Aktivisten absolvierten

in der Sowjetunion eine Ausbildung oder ein komplettes Studium. Von den Einsätzen auf den Baustellen waren sie natürlich befreit.

Faschismus unter dem blauen Stern

Aktivisten und Aktivistinnen, die heute an ihrer Universität antiisraelische Camps aufschlagen, wissen kaum, woher ihre Parolen stammen. „Zionismus ist ein koloniales Unternehmen“ oder „Genozid“ oder „faschistische Verbrechen“ in Gaza – das rufen, sagen, schreiben, singen zwar auch Yanis Varoufakis, Judith Butler oder Roger Waters, aber der eigentliche Urheber heißt anders. Der Funktionär des sowjetischen ZK Juri Iwanow hat das alles und noch viel mehr schon 1969 in seinem Buch *Faschismus unter dem blauen Stern* wörtlich geschrieben.

Der Kern des neuen Gerüchts ist nach wie vor die Idee der jüdischen Überlegenheit, die Gegengewalt erfordert. Wie bei früheren Pogromen ist diese Gewalt besessen von weiblichen Körpern, von Geschlechtsteilen, und sie zieht eine unersättliche Lust aus dem Schmerz, der Erniedrigung, der Entmenschlichung ihrer Opfer. Was die Hamas den Menschen im Süden Israels angetan hat, war, abgesehen von den deutschen Einsatzkommandos, das erste militärisch vorbereitete Pogrom. Die Hamas soll ihren Männern sogar Drogen mitgegeben haben, um ihren Jubel zu steigern. Was ihre Opfer erlebt haben, können nur Betroffene nachvollziehen. Ich kann das nicht, weil ich am Ende verschont wurde. Vielleicht kann ich auch nur deswegen darüber schreiben.

Gewalt ist geil

Der Baustellenkompressor ist so groß wie ein Kleinwagen und hat die Eleganz einer Haubitze. Ein Druckschlauch verbindet ihn mit dem Presslufthammer in den Händen des Studenten, der gerade so authentisch geflucht hat. Er war es auch, der die zwei Juden sofort erkannt hatte. Er klemmt den Schlauch vom Hammer ab, bläst den Baustaub von der Wand und richtet den Schlauch auf mich. Die Pressluft schlägt mir in den Bauch. Dann kommt der Student ganz nah zu mir. Er sagt, in seiner Kompanie habe es auch einen gegeben, der sich vor der Arbeit gedrückt habe, „so einen wie dich“.

Heute weiß ich nicht mehr, ob er wieder sein „Juuh...“ gesagt hat. Der Soldat, der so einer war wie ich, war einmal von dem Studenten und seinen Kameraden überwältigt und in die Garage gezerrt worden, wo Militärfahrzeuge standen und ein Kompressor.

Dort wurde der Soldat festgehalten, sie zogen ihm die Hose runter und steckten ihm den Druckluftschlauch von hinten rein. Dann starteten sie den Kompressor.

Der Student machte eine theatralische Pause. „Was ist mit dem passiert?“, fragte ich. „Das zeige ich dir morgen, jetzt ist Feierabend. Aber der Druck hier ist acht Bar, und das Schwein ist ganz fett geworden.“

Damals war ich mir nicht sicher, ob er es wagen würde, seine Drohung wahr zu machen. Ich wusste nicht, dass diese Art von Folter in der sowjetischen Armee und von Kriminellen häufig praktiziert wurde. Aber auch Gewaltfantasien sind so wenig unschuldig wie die Sprache der Gewalt. Antisemitische Gerüchte, Verschwörungslügen und Hass tragen bereits ihre eigenen Formen der Gewalt in sich. Die Gewalttaten bei Pogromen gleichen sich seit Jahrhunderten, weil sich die Gerüchte über die Juden gleichen. Diese Gerüchte gibt es heute überall auf der Welt, nur in einem Land nicht.

Ich sollte nie erfahren, wie real die Gewaltandrohung gegen mich war. Am nächsten Morgen meldete ich mich krank und ließ mich nie wieder auf der Baustelle blicken. Ich ging auf eine andere Hochschule und dann nach Berlin. Heute weiß ich, warum. Deutschland war mein Israel.

Der Beitrag ist ein Wiederabdruck aus DIE ZEIT: Schumatsky, Boris (2024): Die Sprache des Pogroms. Was die sexualisierte Gewalt des 7. Oktobers mit dem Judenhass zu tun hat. Ein Erfahrungsbericht aus Russland. In: DIE ZEIT 42/2024, S. 51.

Eir

neues,

Besseres

Deutschlar

ZENSUR HEUTE? EIN EINZIGES PUPPEN- THEATER!

— Lea Streisand

Essay

Selbstverständlich bin ich schon mit der Zensur in Konflikt geraten. Ich erinnere mich, als wäre es gestern gewesen. Gymnasium, Diktat, Deutsch, Interpunktion. Das Resultat in meiner Klasse waren siebzehn Sechsen, acht Fünfen, eine Drei und eine Eins. Mein Kopf ist ein Sieb für sich verändernde Zahlen. Uhrzeiten, Kontostände, Gewichtsangaben vergesse ich mit einem Wimpernschlag. Aber Geschichten bleiben. Emotionen versteinern die Zahl zum Denkmal. Wie das Datum, an dem das Schreckliche passierte.

Mit Zensur im Sinne einer Kontrolle, Regulierung oder Sanktionierung meiner publizistischen Äußerungen durch eine übergeordnete Instanz habe ich keine Erfahrung. Ich bespiele seit zehn Jahren eine Kolumne im Radio, schreibe seit zwanzig Jahren für verschiedene Zeitungen und habe vor knapp fünfzehn Jahren mein erstes

Buch veröffentlicht, aber wirklich noch nie wurde mir irgendeine Äußerung untersagt. Bin ich opportunistischer als einige der bestbezahlten Kabarettisten des Landes, die sich tagtäglich unter dem grunzenden Gelächter ihres Millionenpublikums im Fernsehen über *Cancel Culture* echauffieren?

Zensur ist heute ein verwässerter Kampfbegriff für die Verteidigung des eigenen Beleidigtseins. Ein Button, den Menschen sich anheften, um Bedeutung zu behaupten, wo Beliebigkeit herrscht. Das hat nichts gemein mit den Verhältnissen, die Jurek Becker 1989 in seinen Frankfurter Poetik-Vorlesungen aus dem Literaturbetrieb der DDR beschrieb:

„In einer Umgebung, in der es keine offene Diskussion über gesellschaftliche Entwicklungen und Fehlentwicklungen gibt, in der sämtliche Zeitungen, Rundfunk- und Fernsehstationen nur die Ansichten ihres gemeinsamen Chefredakteurs verbreiten, in einer solchen Umgebung sind Bücher der letzte öffentliche Ort, wo politische Meinungsverschiedenheiten ausgetragen werden.“

Das ist nicht dasselbe, wie wenn reiche weiße deutsche Männer sich dagegen wehren, weniger Privilegierten wenigstens verbal etwas Respekt entgegenzubringen. Oder wenn eine internationale Bestsellerautorin in jeder Zeitung und sämtlichen Talkshows des Landes behauptet, sie dürfe in Deutschland ihre Meinung nicht sagen, um direkt im Anschluss sehr ausführlich ihre Meinung darzulegen. Und es ist auch nicht dasselbe, wie wenn einer meiner Texte von den Auftraggebern abgelehnt oder eine Kolumne von mir nach Rücksprache redaktionell bearbeitet wird. Letzteres nennt sich schriftstellerisches Arbeiten, das andere ist schlicht Marketing. Denn Aufmerksamkeit ist die umkämpfte Ressource im Kulturbetrieb, Aufmerksamkeit bringt Geld. Der Weg zum Geld führt über Emotionen. Positives bekommt Likes, Trauriges erhält Kommentare, Empörung jedoch wird geteilt, bringt Reichweite und kann sogar verurteilte Straftäter zu amerikanischen Präsidenten machen. Die Literatur der Bundesrepublik, konstatierte Jurek Becker 1989 in Frankfurt am Main nur wenige Monate vor dem Fall der Berliner Mauer, werde von den Regeln des Marktes bestimmt. Die Literatur der DDR dagegen verdanke „ihre Relevanz zum großen Teil der Existenz der Zensur“.

Die Verschiebung einiger Preisverleihungen nach dem 7. Oktober 2023 als Zensur zu bezeichnen, ist eine Beleidigung für die Opfer realer staatlicher Zensur, wie es sie in Ländern wie China gibt, das auf der Pressefreiheit-Rangliste von *Reporter ohne Grenzen* derzeit auf Platz 179 von 180 steht, oder dem Iran, wo Frauen schon für das öffentliche Zeigen ihrer Haare inhaftiert und getötet werden können.

In der DDR gab es keine Zensurbehörde – offiziell herrschte Meinungsfreiheit –, die staatlichen Behörden griffen perfider in die Arbeit der Autor:innen ein. Die Dissertation meiner Mutter beispielsweise wurde – obwohl summa cum laude und mit dem Preis der Akademie der Wissenschaften ausgezeichnet – in der DDR nie als Buch herausgegeben. Meine Mutter hatte über die Erstrezeption der frühen Stücke Heiner Müllers bis zur *Umsiedlerin* in der DDR geschrieben. *Die Umsiedlerin oder Das Leben auf dem Lande* erzählt von der Bodenreform in der DDR bis zur Kollektivierung der Landwirtschaft: also von der Enteignung der Großbauern nach 1945 über das Scheitern der Planwirtschaft bis zur daraus resultierenden Enteignung der Kleinbauern durch Vergesellschaftung in staatlichen Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften (LPG). *Die Umsiedlerin* wurde 1961 direkt nach der Uraufführung mit einem Aufführungsverbot belegt, Müller wurde aus dem Schriftstellerverband ausgeschlossen, Regisseur B. K. Tragelehn aus der SED. Erst 1976 kam das von Müller überarbeitete Stück unter dem Titel *Die Bauern* in der DDR auf die Bühne. 1983 nun wurde meine Mutter von höherer Stelle gebeten (also de facto angewiesen), für die Buchversion ihrer Aufarbeitung dieser ganzen Geschichte ausgerechnet die Rolle der staatlichen Entscheidungen positiver herauszustellen. Da meine Mutter sich dazu jedoch nicht imstande sah, ohne zu lügen, blieb von ihrer Dissertation lediglich die eine obligatorische Pflichtkopie in der Universitätsbibliothek. Der Text war fortan immer ausgeliehen und auf Monate im Voraus bestellt.

Eingang fand die Forschung meiner Mutter jedoch in den Reclam-Sammelband *Werke und Wirkungen*, herausgegeben von Inge Münz-Koenen vom Zentralinstitut für Literaturgeschichte der Akademie der Wissenschaften, worin es ebenfalls um die Rezeptionsgeschichte von Klassikern der DDR-Literatur geht. Der Band weist nach, dass jedes Werk im Literatur-Kanon der DDR nach seinem Erscheinen zuerst als „sozialismusfeindlich“ angegriffen worden war, bevor es sukzessive rehabilitiert und schließlich zum „Meilenstein der DDR-Literatur“ erklärt wurde – von Christa Wolfs *Nachdenken über Christa T.* über Erwin Strittmatters *Ole Bienkopp* bis zu Plenzdorfs *Die neuen Leiden des jungen W.* Der Band *Werke und Wirkungen* ist somit ein Dokument staatlicher Zensur im real existierenden Sozialismus – sowohl inhaltlich als auch rezeptionell. Denn selbstverständlich wurde auch der Sammelband als „sozialismusfeindlich“ angegriffen, da er benannte und belegte, was starre Ideologie nicht aushält: Widerspruch. Erst nach endlosen Aussprachen, Parteiversammlungen und zahllosen Sitzungen wurde das Buch 1987 schließlich veröffentlicht – in einer überarbeiteten, zweiten Fassung. Meine Mutter hatte dafür einen neuen Beitrag geschrieben, nicht mehr über Müllers Stück *Die Umsiedlerin*, sondern nun über sein *Der Lohnprücker*.

Doch das ist nicht das Ende der Geschichte. Vorgeblich der Zufall wollte es, dass Schriften, die nicht der Parteilinie entsprachen, in der DDR besonders häufig der Papierknappheit oder defekten Maschinen zum Opfer fielen. Für *Werke und Wirkungen* gab es zwar Material, das Buch wurde gedruckt, aber merkwürdigerweise nur verschwindend wenig verkauft. Buchhändler:innen, Bibliotheken und Interessierte, die den Band bestellen wollten, erhielten stets die Auskunft, der Band sei „vergriffen“. Wo waren die Bücher abgeblieben? Jahre später kam es heraus: Sie wurden, kaum gedruckt, außer Landes geschafft und an die DDR-Kulturzentren in Warschau, Budapest und Prag ausgeliefert, wo sie, da sich dort niemand für sie interessierte, als „unverkäuflich“ eingelagert und später makuliert wurden. Jahrelange Arbeit landete im Reißwolf.

Das ist Zensur.

Die Debatte um Änderungen von Förderrichtlinien nach dem 7. Oktober 2023 ist dagegen ein einziges Puppentheater, bei dem privilegierte Geldgebende ihre Vorurteile hinter marginalisierten Stellvertretern verstecken und die Verantwortung einfach nach unten durchdelegieren. Gleichzeitig werden Theaterfestivals mit Schwerpunkt auf dem sogenannten Nahen Osten gefördert, die gänzlich ohne israelische Position auskommen – und stattdessen Auschwitz thematisieren. Nach dem bewährten Muster: Holocaust immer gern, der ist weit weg, und am Ende war irgendwie jeder Opa ein Widerstandskämpfer, auch der in der SS, aber Israel und lebenden Juden wollen wir lieber keine Bühne geben.

Ich bekomme keinerlei staatliche Förderung. Ich kann von meiner Tätigkeit als freie Schriftstellerin leben, was vor allem mit meiner radioeins-Kolumne zu tun haben dürfte. Ich werde gehört. Dieses Privileg nutze ich, um Geschichten aus der peripheren Perspektive einer fahrradfahrenden Mutter mit Behinderung aus Ostberlin zu erzählen. Einige mögen das, andere fühlen sich davon belästigt. Wenn radioeins meine Kolumnen in den Sozialen Medien teilt, öffnen sich bei manchen Menschen regelmäßig die Tore zu ihren tiefsten Aggressionen, die dann als verbale Entladungen in den Kommentaren niedergehen. Das bin ich gewohnt. Was ich vor dem 7. Oktober nicht kannte, waren Anfeindungen auf der Bühne, aus dem Publikum.

Die Berliner Lesebühnen sind meine schriftstellerische Kinderstube, da komme ich her. Theater ist ein geschützter Raum mit klaren Regeln, nichts ist peinlich, alles nur Kunst. Nach dem 7. Oktober fing ich an, über den realen Antisemitismus zu sprechen, den ich vorher mit aller Macht ignoriert hatte. Auch ich hatte – in meiner Rolle als, wie man so sagt, „transgenerational traumatisierte“ Nachfahrin und in maximaler Abgrenzung zum gelebten Judentum meiner Vorfahren – stets nur über die Schoah gesprochen. Nun hörte ich Buh-Rufe, „Schwachsinn!“ und entnervtes Stöhnen nach Sätzen wie: „Die Geschichte des jüdischen Volkes ist eine seit zweitausend Jahren an-

dauernde Aneinanderreihung von Demütigung, Vertreibung und Mord, die schließlich im Zivilisationsbruch Auschwitz mündete.“

Selbstverständlich erzählte ich davon im Radio. Das einzige Mittel gegen Sprachlosigkeit ist Weiterschreiben. Daraufhin gab es ein Gespräch mit den Veranstaltern. Alles tue allen wahnsinnig leid, man habe auch gleich im Team gefragt: „Sind hier Antisemitisten?“ Mit drei i. Habe sich niemand gemeldet. Empörung gab es darüber, dass ich „diese Sache“ „an die große Glocke“ gehängt hätte. „Als ob wir was gegen Juden hätten!“ Auch das schrieb ich auf. Die Geschichte fand Eingang in einen Sammelband. Er heißt *Sind Antisemitisten anwesend?* und ist bei Satyr erschienen, einem Berliner Independent-Verlag, der nur symbolische Honorare zahlen kann. Ich bin eine der Herausgebenden. Zensiert hat uns niemand. Doch die Arbeit am Buch und mein Ankommen in der neuen Realität haben mich viel Kraft gekostet. Zwischenzeitlich musste ich auf Ersparnisse zurückgreifen. Denn so viel rechnen kann sogar ich: Vom Honorar einer Radiokolumne allein kann man nicht leben.

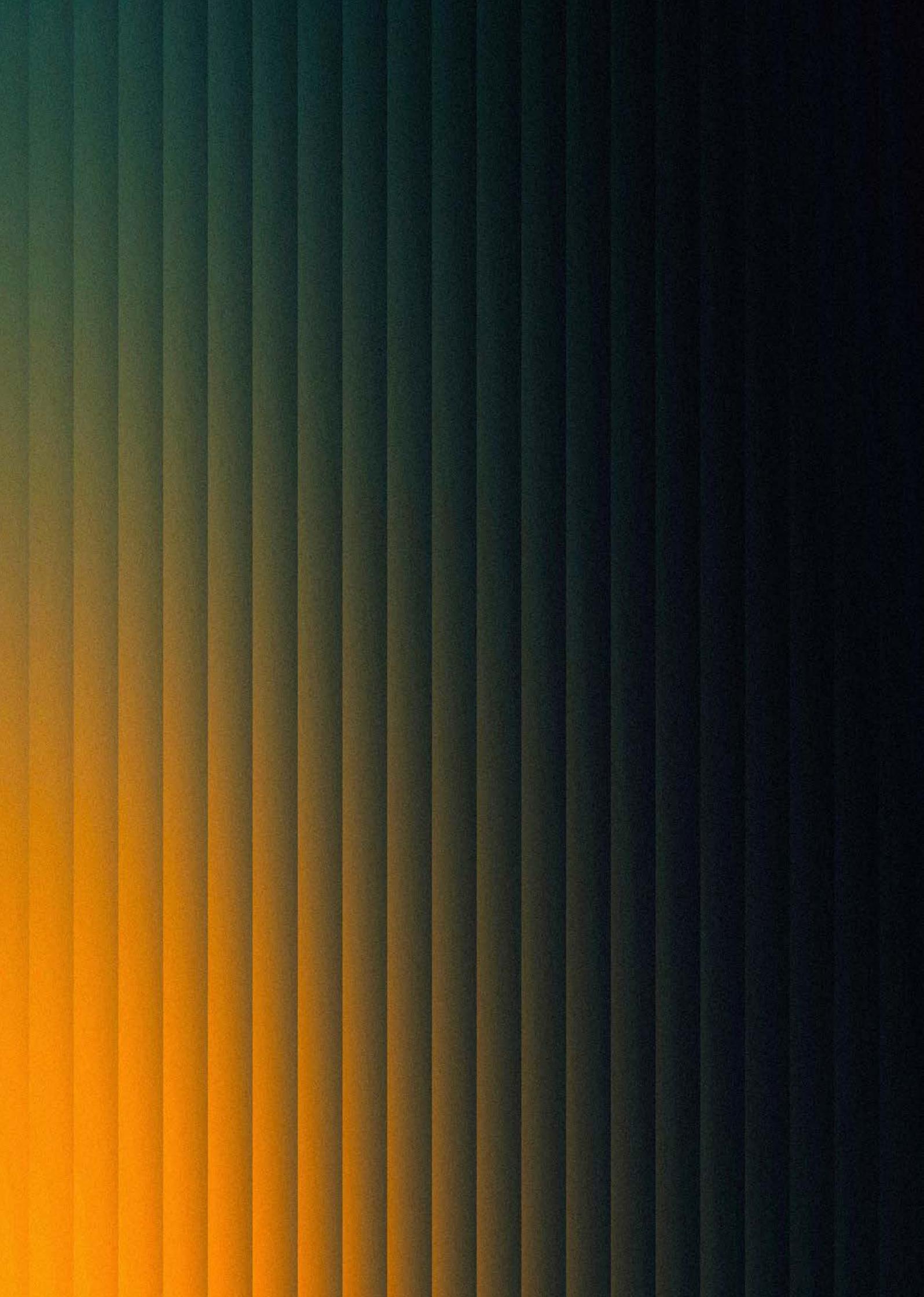
Meine Zensur im Deutsch-Diktat damals war übrigens eine Fünf plus. Glaube ich zumindest. Genau erinnere ich mich nicht. Wen interessieren schon Zahlen!

Ein

neues,

besseres

Deutschland



DIE AUTOR:INNEN

Christina Kettering studierte am Deutschen Literaturinstitut Leipzig und lebt als freie Dramatikerin in Berlin. Ihre Stücke werden im In- und Ausland gespielt, zuletzt am Wiener Volkstheater. Außerdem ist sie in der kulturellen und politischen Bildungsarbeit tätig, unter anderem für das Institut für Neue Soziale Plastik, wo sie 2023 den *jüdischen kulturklub ostberlin* koordinierte.

Bettina Leder – geboren 1954 in Berlin (Ost), 1977 in die Bundesrepublik ausgereist – studierte Germanistik, Theaterwissenschaften und Philosophie. Seit 1992 ist sie freie Mitarbeiterin des Hessischen Rundfunks. Als Ausstellungsmacherin war sie unter anderem beteiligt an der Konzeption und Realisierung der Ausstellungen *Das hat's bei uns nicht gegeben – Antisemitismus in der DDR* und *Legalisierter Raub. Der Fiskus und die Ausplünderung der Juden in Hessen 1933 bis 1945*. Leder ist Autorin zahlreicher Hörfunkfeatures sowie der Doppelbiografie *Lauingers. Eine Familiengeschichte aus Deutschland*.

Stella Leder ist Geschäftsführerin des Instituts für Neue Soziale Plastik. Sie studierte Kunstgeschichte und Germanistik, war Mitglied im Vorstand der Stiftung Zurückgeben, arbeitete für die Amadeu Antonio Stiftung und in der freien Theaterszene. 2015 gründete sie das Institut für Neue Soziale Plastik mit. Sie entwirft die Projekte des Instituts und ist für die Kooperationen mit Kulturinstitutionen und Künstler:innen zuständig. Seit Gründung hat sie zahlreiche künstlerische Produktionen antisemitismuskritisch begleitet und antisemitismusbezogene interne Konflikte in Kulturinstitutionen moderiert, auch in internationalen Kontexten. 2021 gab Stella Leder den Sammelband *Über jeden Verdacht erhaben? Antisemitismus in Kunst und Kultur* (Hentrich & Hentrich) für das Institut heraus.

Boris Schumatsky ist Schriftsteller und Publizist. Er wurde in Moskau geboren und lebt seit Mitte der 1990er-Jahre in Berlin, wo er für die taz, FAZ, NZZ, DIE ZEIT und den Deutschlandfunk schreibt. Seit 2021 kuratiert Schumatsky das Projekt *Stolperworte*, literarische Lesungen an den Stolper-

steinen. In seinem ersten Buch *Silvester bei Stalin* (1999) zeichnet er den Weg seiner Familie durch Krieg und Terror nach, es folgte der Essayband *Der neue Untertan. Populismus, Postmoderne, Putin* (2016) zur Lage der europäischen Politik und Gesellschaft. Schumatskys Roman *Die Trotzigen* (2016) spielt in Berlin und Moskau während der Wendezeit. Boris Schumatsky studierte Kulturgeschichte und Politik in Moskau, St. Petersburg und Berlin. Er ist Mitglied des PEN-Zentrums deutschsprachiger Autoren im Ausland.

Esther Slevogt arbeitet als Autorin, Theaterkritikerin und Redakteurin. Sie wurde in Paris geboren und hat Philosophie, Literatur- und Theaterwissenschaften studiert. Slevogt ist Chefredakteurin des Theatermagazins *nachtkritik.de*, das sie 2007 mitgegründet hat. Darüber hinaus hat sie zu jüdischer Nachkriegsgeschichte und zu Themen publiziert, die Theater, Politik und Gesellschaftsgeschichte verbinden. Dazu zählen unter anderem ihr Buch *Den Kommunismus mit der Seele suchen* (2011) über den langjährigen Intendanten des Deutschen Theaters Berlin

Wolfgang Langhoff und ihre bei Hentrich & Hentrich erschienenen Bände der Reihe *Jüdische Miniaturen*, herausgegeben von Hermann Simon. In ihrer Nachtkritik-Kolumne *Aus dem bürgerlichen Heldenleben* kritisierte Slevogt nach dem 7. Oktober 2023 mehrfach dezidiert Antisemitismus in Kunst und Kultur. Zuletzt erschien ihr Buch über das Deutsche Theater *Auf den Brettern der Welt* im Ch. Links Verlag.

Lea Streisand wurde 1979 in Ostberlin geboren, lernte bald darauf lesen und schreiben und hat seither nicht damit aufgehört. Studium an der Humboldt-Universität zu Berlin. Bühnenliteratur seit 2003. Erster Erzählband 2009. Debütroman *Im Sommer wieder Fahrrad* (2016) bei Ullstein, gefolgt von den Romanen *Hufeland*, *Ecke Bötzwow* (2019) und *Hätt' ich ein Kind* (2022) ebendort. Seit 2014 spricht Lea Streisand die Hörkolumne *War schön gewesen* auf radioeins (rbb). Sie schreibt unter anderem für taz, FAZ und Jüdische Allgemeine. Im Wintersemester 2022/23 übernahm sie die Poetik-Dozentur der Universität Paderborn. 2024 hat Lea Streisand zusammen mit Michael Bittner und Heiko Werning

bei Satyr den Sammelband *Sind Antisemitisten anwesend? – Satiren, Geschichten und Cartoons gegen Judenhass* herausgegeben.

Tina Turnheim ist Theaterwissenschaftlerin und Theatermacherin. Sie studierte Theater-, Film- und Medienwissenschaften in Wien, Berlin und London. 2022 verteidigte sie ihre Dissertation zur gesellschaftlich veränderten Wahrnehmung von Zukunft, die 2025 im Neofelis Verlag erscheinen wird. Seit Anfang 2023 ist sie Mitarbeiterin des Instituts für Neue Soziale Plastik und dort in den Bereichen Recherche und Textproduktion tätig. Für den Band *Kunst und Konformismus* verfasste sie Beiträge zu Kontinuitäten von Antisemitismus und Antizionismus bei der documenta sowie eine antisemitismuskritische Analyse des Theaterstücks *Vögel*. Im Jahr 2024 koordinierte sie das Projekt *jüdischer kulturklub ostberlin*.

Impressum

Herausgeber

Institut für Neue Soziale Plastik (Berlin) e. V.
Yorckstr. 26
10965 Berlin
www.neue-soziale-plastik.de

Redaktion: Tina Turnheim

Lektorat: Dr. Julia Roßhart

V.i.S.d.P.: Benno Plassmann

Gestaltung und Herstellung

BAR PACIFICO/ Girardet Hickethier Ebel GbR/
Moritz Lichtwarck-Aschoff

1. Auflage 2024

Auflage: 500 Exemplare

Mutter:

Ich bin in der Partei seit einunddreißig. Hab ich nicht gekämpft wie ihr anderen auch?

Mann:

Es geht nur um eine Stellungnahme. [...]

Mutter:

„Wir als Bürger der DDR jüdischer Herkunft.“ Was soll das bedeuten? [...]

Das bin ich jetzt? Ein Bürger jüdischer Herkunft? Ich war in Buchenwald als Kommunistin.
Was hab ich mit Israel zu tun? Traut ihr mir nicht? [...]

Mann:

Wir wissen, was du für den antifaschistischen Kampf geleistet hast, was du für dieses Land immer noch leistest. Wir bitten dich bloß um deine Unterstützung, um deutlich zu machen, dass die zionistische Aggression auch von jüdischen Kommunisten einhellig abgelehnt wird. Mit deinem Namen...

Mutter:

Meinem Namen?

Mann:

Nun ja.

Ausschnitt aus *Wir laden auch eine Klezmerband ein* von Christina Kettering

Gefördert durch

im Rahmen von

BERLIN



Senatsverwaltung
für Arbeit, Soziales,
Gleichstellung, Integration,
Vielfalt und Antidiskriminierung

**DEMOKRATIE.
VIELFALT.
RESPEKT.**

Das Landesprogramm gegen
Rechtsextremismus, Rassismus
und Antisemitismus